Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 Mk. 50 Pf.
Für ein halbes Jahr		7 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		4 Mk. — Pf.
Für einen Monat		1 Mk. 50 Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 6 Pf.

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 Mk. — Pf.
Für ein halbes Jahr		9 Mk. — Pf.
Für ein Vierteljahr		5 Mk — Pf.
Für einen Monat		2 Mk. — Pf.
Tagweise für einen Band	. . . . .	— Mk. 10 Pf.

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Büchen sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauersche Leihbibliothek (Schöpping)
16 Maximiliansplatz 16.

Fr. 1896. 2000.

<36630715340014

In Lachen und Lächeln.

Geschichten und Skizzen

von

Ferdinand Groß.

Stuttgart.
Verlag von Adolf Bonz & Comp.
1898.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Inhalt.

Aus meinen Reiseerinnerungen.

Lombrosina.

Es war am 1. April 2397 — ich erinnere mich des Datums genau, weil ich kaum an irgend einem Tage nach meinem Ableben etwas Interessanteres erfahren habe, als eben an jenem 1. April 2397. Da ich längst tot und daher durch keine beruflichen Verpflichtungen an irgend einen bestimmten Punkt der Erde gebunden war, machte ich wieder einmal eine der mir höchst amüsanten Luftballonfahrten zwischen Neapel und Stockholm.

Neben mir in der Gondel erster Klasse saß ein Unbekannter, der mit mir ein Gespräch anknüpfte. Er freute sich, in mir einen Geist aus längstvergangener Zeit kennen zu lernen, ich hingegen ließ mich gern wieder einmal über Errungenschaften unterrichten, die man während meiner Tage kaum dämmerhaft ahnte.

Wir fragten uns über unsere Reisepläne aus, ich gestand, daß ich nur ein verstorbener Bummler wäre; mein Kumpan teilte mir mit, daß er nach Lombrosina reise; er hätte bislang keine Gelegenheit gehabt, den merkwürdigen Ort kennen zu lernen.

„Lombrosina?“ fragte ich erstaunt. „Davon habe ich nie gehört.“

„Nicht möglich!“ gab der andere erstaunt zurück. „Entschuldigen Sie eine indiskrete Frage: Seit wann belieben Sie, tot zu sein?“

„Etwa vierhundertachtzig Jahre, Ihnen zu dienen.“

„Ah so, dann begreife ich alles. Lombrosina besteht erst seit vierhundert Jahren.“

„Sie sehen ein, daß ich . . .“

„Aber bitte sehr, ganz gewiß.“

„Wo liegt diese Stadt?“

„In Mitteleuropa, zwei Blitzballonstunden nordöstlich von Nirgends. Aber es ist keine Stadt, bloß eine Kolonie.“

„Mir ging ein Licht auf. Wahrscheinlich eine Irrenanstalt im Freien?“ fragte ich erleichtert; es ist immer eine Art Befreiung, wenn eine Ungewißheit durch Belehrung von einem genommen wird.

„Nicht die Spur,“ erwiderte mein Reisegefährte,

„keine Irrenanstalt, sondern ein Wohnplatz für solche, deren Gehirnkonstruktion es ihnen erschwert, ohne Schaden für sich und die anderen die gewöhnlichen Vereinigungspunkte der Bevölkerung zu besiedeln. Den Ursprung des Namens erraten Sie wohl?“

„Nur so teilweise.“

„Sie erinnern sich an Cäsar Lombroso, den italienischen Physiologen?“

„Gewiß.“

„Und an seine Theorie vom Verbrechergehirne? Daran, daß gewisse Gehirne für gewisse Verirrungen unwiderstehlich prädestiniert seien? Daß man Personen, die den Anforderungen ihrer besonderen Gehirne folgen müssen, keine Vorwürfe machen, beileibe nicht sie zur Rechenschaft ziehen dürfe?“

„An all das erinnere ich mich.“

„Und an die von dem Italiener verkündigte Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn?“

„Auch daran.“

„Dem italienischen Gelehrten zu Ehren hat die Kolonie den Namen Lombrosina bekommen. Ein enthusiastischer Bewunderer seiner Lehren traf testamentarisch die Verfügung, daß sein ganzes ansehnliches Vermögen zur Gründung und Erhaltung von Lombro-

sina verwendet werden solle. Nach ihm fanden sich noch andere Wohlthäter und Förderer, die für den gleichen Zweck ansehnliche Opfer brachten, und auch aus den amtlichen Fonds der Vereinigten Staaten von Europa wird das segensreiche Unternehmen subventioniert."

Es scheint, daß auf meinem Gesichte einige Verwunderung geschrieben stand. „Es ist am besten," meinte der andere, „Sie überzeugen sich durch den Augenschein vom Sachverhalt. Dann werden all Ihre Zweifel behoben sein."

„Ich begleite Sie gern, wenn Sie es gestatten."

Etwa zwanzig Minuten nach diesem Gespräche zog mein Nachbar an der Leine, der Schaffner ließ den Ballon niedergehen, wir stiegen in dem mit „Lombrosina" bezeichneten Lufthofe aus und lenkten dann unsere Schritte nach einer Anlage, die aus vielen hundert Häusern im Cottagestil mit Vorgärten bestand. Es war ein freundlicher, gütiger Anblick. Ich dachte beiläufig an Homburg vor der Höhe, wie es im neunzehnten Jahrhundert war. . . . Mein Begleiter führte mich zu dem Direktor der Kolonie, der einen seiner Beamten uns als Führer mitgab und ihm auftrug, uns alle Einzelheiten der Kolonie zu erklären.

„Sie haben es gut getroffen, daß Sie eben jetzt

gekommen sind, denn es ist die Stunde, zu welcher die Kolonie-Musikkapelle öffentlich spielt und die meisten Kolonisten, sowohl Damen wie Herren, ihren Spaziergang zu machen pflegen. Es ist guter Ton, sich während der Musikvorträge auf der Esplanade zu zeigen."

In der That machte sich alsbald eine Menschenströmung bemerkbar, die einem gemeinsamen, bestimmten Zielpunkte zustrebte. Tout-Lombrosina drängte sich in die Nähe der Musiktribüne.

Als wir auf Hörweite zu dieser gelangten, erfreute ich mich an einer gewaltig konzipierten und auch großartig ausgeführten Symphonie, die mir gänzlich unbekannt war.

„Prächtig," sagte ich, „und wie fein das Orchester diese Tondichtung wiedergiebt!"

„Der Kapellmeister," erklärte unser Cicerone, „ist selbst der Komponist. Ein geborener Norddeutscher, mußte er schon in früher Jugend nach Lombrosina gebracht werden, denn kaum er in das Jünglingsalter getreten war, zeigten sich bei ihm die ersten Spuren von symphonischem Wahnsinne. Dazu gesellten sich schon Anfälle von „Dirigenten"-Genie, so daß der Ärmste doppelt belastet erschien. Hier trat er an die Spitze des Orchesters, das er zu einer ungeahnten Höhe empor-

führte. Von seiner Heilung ist kaum mehr die Rede; er wird wohl bis an das Ende seiner Tage einer der genialsten Musiker bleiben — da ist schwerlich zu helfen."

Im Verlaufe der Belehrungen, welche der freundliche Führer mir zunächst angedeihen ließ, erfuhr ich, daß es um die Menschheit keineswegs so schlecht stehe, wie man gewöhnlich glaube. Die Zahl der genialen Menschen weise keine erschreckende Dimension auf, so daß auf absehbare Zeit hinaus die an Genie Leidenden bequem in Lombrosina untergebracht und bewacht werden können . . . Wie wir so dahingingen, stellte der Beamte mich einem Manne vor, den er mir flüsternd als einen der schrecklichsten Fälle von Genie-Psychose bezeichnete: einen Dichter, der als Lyriker ebenso bedeutend sei, wie als Erzähler und als Dramatiker. Solch eine Komplikation komme selten vor, und deshalb werde der „schöne Fall" von den Ärzten mit besonderer Sorgfalt und Aufmerksamkeit beobachtet. Mein Gewährsmann gab mir die beruhigende Versicherung, daß der Weltteil völlig geniefrei sei, da wissenschaftlich und behördlich festgestellte Genies von ganz Europa unerbittlich nach Lombrosina abgeschoben werden; hier dürfen sie schaffen, was und soviel sie wollen, aber

werden, ohne daß sie es wissen, in ihrem Gehaben kontrolliert, und verfallen sie in Gemeinschädlichkeit, so hat man Mittel und Wege, um sie zu bändigen.

Wir waren etwa eine halbe Stunde umhergeschlendert, Gasse auf, Gasse ab, als ein uns Begegnender äußerst höflich den Hut zog. Es war ein Mann mit schon ergrauendem Haupt- und Barthaare, sanfte Freundlichkeit in den Gesichtszügen. Er trat an uns heran, der Beamte schüttelte ihm herzhaft die Rechte und stellte uns dann einander vor. Er nannte ihn als Herrn Heinrich Pfeiler. Der Träger dieses Namens erkundigte sich bei uns eingehend, wie es uns in Lombrosina gefiele, wie lange wir zu bleiben gedächten, ob wir mit guten Waffen versehen wären, denn es gebe gefährliche Menschen, die ihrem Nächsten gerne nach dem Leben trachten, namentlich abends und nachts, wenn das Dunkel allen tückischen Anschlägen hold sei. Wir erwiderten, daß wir nicht furchtsam wären und unsere Haut zu verteidigen wüßten. Der Beamte aber verabschiedete Herrn Pfeiler mit einem Händedrucke und mit dem Ratschlage: „Nur kalt baden, täglich kalt baden!“ — „Wird nicht viel nützen,“ meinte der also Ermahnte, machte uns eine weltmännische Verbeugung und ging weiter seines Weges.

„Armer Teufel," sagte uns der Cicerone, „er hat großes Unglück gehabt."

„Wieso?"

„Er hat seine Mutter erschlagen."

„Also ein schwerer Verbrecher!"

„Wollen Sie mit ihm darüber rechten? Er ist nun einmal mit einem Gehirn zur Welt gekommen, das ihn zum Muttermörder bestimmte. Er kann nichts dafür, daß er seiner natürlichen Anlage folgen mußte. Abgesehen von seinem Muttermordinstinkt ist er einer der besten und angenehmsten Menschen der Welt."

Wir wurden nun darüber belehrt, daß Internierte, wie Herr Pfeiler, aus einem von den Vereinigten Staaten von Europa zusammengeschossenen Fonds ein Jahresgehalt bekommen, das ihnen ermöglicht, standesgemäß zu leben. Dabei ist man bestrebt, durch sanfte, liebliche Eindrücke, namentlich künstlerischer Art, die man auf sie einwirken läßt, gegen die Neigungen ihres Gehirns anzukämpfen. Kalte Bäder, häufiger Genuß von Milch, vegetarianische Diät und zwei- bis dreimal wöchentlich der Besuch von Theaterabenden, an denen Tendenzstücke zur Weckung und Hebung des Familiensinnes gegeben werden, das seien die Mittel, die das Verbrechergehirn mildernd beeinflussen sollen. In

den meisten Fällen lassen die Internierten sich in Lombrosina selbst keine neuen Missethaten zu Schulden kommen.

Widerfährt es aber doch einem von ihnen, daselbst zum Beispiel wieder einen Mord zu verüben, so wendet sich ihm die innigste Teilnahme der ganzen Kolonie zu. Er wird mit mündlichen und schriftlichen Kondolenzen überhäuft, und selbst Fernstehende, die sich sonst nicht um ihn gekümmert haben, kommen persönlich, um sich von seinem Befinden zu überzeugen. In Lombrosina hat man eben die alten Vorurteile gegen Verbrecher abgestreift, man weiß, daß Mord, Raub, Diebstahl und ähnliche Verirrungen zu betrachten sind wie Typhus oder Lungenentzündung oder Diphteritis: als Krankheiten, nicht als strafbare Schuld. „Was würde man dazu sagen,“ bemerkte unser Führer überzeugt und überzeugend, „wenn man jemand wegen einer Gelenksentzündung ins Zuchthaus steckte!“

Nachdem wir im ersten Gasthofe der Kolonie gut und preiswürdig zu Mittag gespeist hatten — der Zahlkellner hatte als Bankkassier eine bedeutende Defraudation begangen, war aber soweit gebessert worden, daß er bei der Zeche nur um verschwindend kleine Summen zu betrügen suchte — pour la bonne bouche nahmen

wir in dem gegenüberliegenden Kaffeehause „zum grauen Gehirn“ den schwarzen Kaffee. Bei dieser Gelegenheit lernte ich einen der liebenswürdigsten Brandstifter kennen, die je auf Erden gelebt haben. Wenn er nicht gerade einen Brand legt, ist er der sanfteste Mensch. Er kennt fast alle Gedichte von Emanuel Geibel auswendig, und mit Meisterschaft spielt er Harfe. Über sein unglückselig eingerichtets Pyromaniakengehirn scherzt er selber in der anmutigsten Weise. Als ich mir eine Zigarre anzündete, warf er die Bemerkung hin: „Spiele nicht mit dem Feuer.“

Der Aufenthalt in Lombrosina bringt nicht nur den Nutzen mit sich, daß die Verbrechergehirne von der übrigen Menschheit abgeschieden, sondern auch, daß sie oft einer kompleten Heilung entgegengeführt werden. Ein Einbrecher, der — er konnte eben nicht anders, da der in ihm waltende Trieb die Oberhand behielt — wegen der geringsten Beute seinem Instinkt gehorcht hatte, ließ sich, nachdem man ihn, statt ihn abzuurteilen und einzusperren, in die Kolonie gesteckt und ihm daselbst ein bürgerliches Jahreseinkommen zugesichert hatte, nicht mehr den geringsten Schritt vom Wege des Erlaubten und Rechten zu schulden kommen. Manchmal — so versicherte mir der Beamte — schien sich in ihm

sogar Reue über das vorher von ihm Verübte zu regen, denn zu Ende jedes Monats pflegte er in stundenlanges trauriges Brüten zu versinken, aus dem er erst nach Erhalt der Monatspension wieder zur gewohnten, geradezu idyllischen Heiterkeit zurückkehrte, die in der Regel auf ein ruhiges Gewissen schließen läßt.

Den Besitzer eines der merkwürdigsten Gehirne in ganz Lombrosina, einen berühmten Massenmörder, konnten wir leider nicht besuchen, weil er an Migräne litt, und der ihn behandelnde Kolonialarzt niemand den Zutritt zu dem von ihm sorgsamst Behandelten gestattete. Der merkwürdige Kolonist, der uns als ein sanfter Blondin geschildert wurde, beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit Aquarellmalerei; seine landschaftlichen Skizzen wurden besonders gerühmt.

Ein ganzer Tag verging pfeilschnell unter mannigfachen, in ihrer Ungewohnheit geradezu überraschenden, verblüffenden Eindrücken. Wir mußten scheiden, denn es war die Zeit des letzten Abendluftballons gekommen, und übernachten darf in Lombrosina kein nicht dorthin Gehöriger.

Als wir uns von unserem eifrigen und freundlichen Führer dankend verabschiedeten, kam ein Internierter uns entgegen, ein schöner dunkelgelockter Kopf,

feurige Augen, stolze Haltung. Er fiel mir auf, und ich faßte ihn ins Auge. „Nehmen Sie sich in acht," ermahnte unser Cicerone mich, „das ist der Verfasser eines der großartigsten Romane, die in Lombrosina jemals geschrieben worden. Ein ausgesprochen Genie-Wahnsinniger also! Reizen Sie ihn nicht, meine Herren, sonst beißt er."

Eine Europäer-Ausstellung.

Auf einer meiner Weltfahrten, von denen ich schon mancherlei Wunderliches erzählt habe, kam ich einmal — es ist so lange her, daß die Leser sich kaum daran erinnern können — durch das Indianerterritorium Nordamerikas. In der wegen ihrer gesunden klimatischen Verhältnisse vielfach von Fremden besuchten Stadt New-Nowhere ließ ich mich für einige Tage nieder, um von den Strapazen der Reise auszuruhen und meine Tagebuchaufzeichnungen über die letzten zwei Wochen zu vervollständigen. Kaum war ich in New-Nowhere angelangt, so fiel mein Blick auf mannshohe Plakate, die an allen Straßenecken die Augen und die Aufmerksamkeit der Vorüberkommenden sozusagen gewaltsam auf sich zogen. Ein solches Plakat besitze ich noch und gebe es hier — so weit mein Gedächtnis reicht — in deutscher Übersetzung wieder: „Zoologischer Garten. Erste große Europäer-Ausstellung. Eine europäische

Stadt mit ihrer Einwohnerschaft, mit den daselbst herrschenden Sitten und Gebräuchen. Sechzig weiße Männer, vierzig Frauen nebst ihren Kindern. Die verschiedenen Berufsgattungen werden öffentlich vor den Augen des P. T. Publikums ausgeübt. Täglich 6 Uhr abends Eliteball, genau in den in der Heimat der Ausgestellten üblichen Kostümen. Um 12, 2 und 4 Uhr Instrumental- und Vokalkonzerte nach europäischem Geschmacke. Es wird gebeten, den Europäern weder Trinkgelder zu geben, noch ihnen Eßwaren zu reichen, da sie die hiesigen Nahrungsmittel nicht vertragen." Als Unternehmer war ein Impresario unterzeichnet; ich habe seinen Namen seither vergessen und erinnere mich nur, daß er ein Verwandter der Managerfamilie Strakosch war, zu der bekanntlich auch der Erfinder der Adelina Patti gehörte.

Man kann sich denken, welche Freude unter den Europäern herrschte, als ich den etwa eine Viertelstunde vor der Stadt, mitten in einem großen Park befindlichen Ausstellungsraum betrat. Die rothäutigen Besucher glaubten anfangs, diese rührende Scene gehöre zum Vergnügungsprogramm, ich legte aber Wert darauf, zu beteuern, daß ich ein wirklicher Besucher sei, kein verkapptes Mitglied der Truppe. Nachdem

ich eine dahingehende feierliche Erklärung abgegeben hatte, ließ man mich ungeschoren, und ich konnte die Schaustellung in ungestörter Ruhe betrachten. Mir als Auch-Europäer konnte diese nichts Neues bieten, aber interessant war für mich, wie der Unternehmer es verstanden hatte, in engem Rahmen eine Menge europäischer Eigenheiten anschaulich darzustellen — natürlich alles in verkleinertem Maßstabe, nur auszugsweise. Um unsere Einrichtungen in vollem räumlichen Umfange zu zeigen, hätte die ganze Stadt der Rothäute nicht genügt.

Manches von dem, was ich damals dort gesehen, ist meinem Gedächtnisse entschwunden, anderes aber darin haften geblieben. In aller Deutlichkeit leben mir noch heute z. B. die parlamentarischen Vorstellungen, die sehr lebenswahr agiert wurden und dem Publikum nicht wenig Spaß machten. Unter den Mitwirkenden waren einige, die ihre Rollen mit der größten Gewandtheit durchführten; sie hatten sich kurze, aber effektvolle Ansprachen einstudiert und brachten sie mit dem Brusttone innerster Überzeugung vor. Um ein Bild von europäischem Wesen zu geben, sagte jeder Sprecher das Gegenteil von dem, was seine Vorredner gesagt hatten, und schloß mit der feierlichen Versiche-

rung, daß nur sein Rezept zur Rettung des Vaterlandes das allein heilsame und wirkungssichere sei. Ein Bleichgesicht, das auf einem erhöhten Platze saß, läutete hie und da zwecklos eine umfangreiche Glocke — ein Teil der naiven Indianer lachte darüber, was man ihnen aber nicht verübeln durfte, denn die wichtigsten Errungenschaften unserer Zivilisation sind den Bedauernswerten noch immer fremd. Diese Kinder der Natur verfielen denn auch in kindische Heiterkeit, als eine parlamentarische Körperschaft mit zwölf verschiedenen Geschäftssprachen auf das Programm kam, und noch nachdrücklicher gestaltete sich die lustige Stimmung der Corona, als eine Verhandlungsscene mit Handgreiflichkeiten endete, und die Teilnehmer einander zuerst mit den Fäusten bedrohten und dann eine kolossale Prügelei aufführten — selbstverständlich nur zum Scheine, denn würden die ausgestellten Europäer sich ernsthaft gebärdet haben, wie manchmal daheim, so wären sie nicht in der Lage geblieben, ihre Ausstellungstournee fortzusetzen. Der Beifall, den diese Episoden hervorriefen, war ein unbeschreiblich stürmischer; er wollte — wie die Berichterstatter auf unserem Kontinent sich ausdrücken — kein Ende nehmen. Zuletzt nahm er doch eines, und andere Programmnummern wurden durchgeführt.

Für manche Evolutionen schien den Rothäuten das feine Verständnis zu fehlen. Zu dieser Gattung gehörte die an und für sich sehr gut arrangierte Scene der Verfolgung eines alten Hausierers durch zwölf starke junge Leute — ferner ein kriegerisches Schauspiel, betitelt: „Die Blondbärtigen hauen die Schwarzbärtigen", wobei die Damen den Herren wacker assistierten — ich als Weltteil-Landsmann der Truppe fand rasch den Schlüssel zu alledem und verspürte sehnsuchtsvolles Heimweh nach der Alten Welt mit ihren durchaus liebenswürdigen Eigenheiten und Einrichtungen.

Wie bei jeder Ausstellung exotischer Menschen durften die Verlobungs-, Hochzeits- und Beerdigungsfeierlichkeiten nicht fehlen; es war eine glückliche Idee, dieselben ganz und gar dramatisch zu geben, mit Rede und Gegenrede, und während die Sprachen, deren die Ausgestellten sich abwechselnd bedienten, den Indianern unbekannt waren, dienten Mienen und Gesten der Mitwirkenden dazu, das Gesprochene nach Möglichkeit zu deuten. Wirklich amüsant war die Verlobung. Auch der einfachste Indianer mußte begreifen, was da vorging: Die Eltern eines jungen Mädchens warfen einen jungen Mann, der seine schwärmerische Liebe zu dem

Mädchen beteuerte, aber sich als Inhaber völlig leerer Taschen erwies, zur Thür hinaus. Nach ihm erschien ein gichtbrüchiger Alter, einen Sack voll Goldmünzen mit sich schleppend; kaum hatte er seine Werbung vorgebracht, als die Eltern ihm auch schon das Jawort gaben und das Mädchen ihm enthusiastisch um den Hals fiel. Nach der Verlobung wurde die Trauung vorgeführt, bei welcher alle Familienangehörigen eine so tiefe Rührung an den Tag legten, daß die rohen Indianer in helles Gelächter ausbrachen. Auch das Hochzeitsmahl kam an die Reihe. Es wurden Toaste ausgebracht, die — trotz der Fremdsprachigkeit — beim Auditorium lebhaftes Echo fanden, und die naiven Zuschauer lachten in ihrer kindlichen Weise, als — während ein Redner im schönsten Toastieren begriffen war — das junge Paar sich still davonschlich und die Gäste so thaten, als bemerkten sie nichts von dieser holländischen Manipulation.

Auf die heiteren Nummern folgte eine ernste: ein Begräbnis. Der zu Begrabende war durch den Lorbeerkranz auf dem Kopfe und die Leier in den Armen als Dichter gekennzeichnet. Man sah ihn zuerst in lebendigem Zustande, ärmlich gekleidet, einsam, verlassen, geplagt von Hunger und Not. Nachdem er

seine Seele ausgehaucht hatte, beschäftigten sich die Europäer sehr eindringlich mit ihm, und bei der Leichenfeier widmeten ihm einige von ihnen oratorische Nachrufe, über welche die Umstehenden tief erschüttert zu weinen anfingen. Dieser Widerspruch in der Wertschätzung des Dichters schien dem Auffassungsvermögen der Indianer nicht erreichbar; sie blieben kalt, schüttelten verwundert die Köpfe und mochten vielleicht annehmen, es sei da eine jener Übertreibungen im Spiele, wie sie bei Schaustellungen, die auf Gewinn angelegt sind, wohl vorzukommen pflegen.

Die Europäerkolonie war in einer Reihe von Zelten einquartiert, in deren jedem irgend eine Hantierung veranschaulicht wurde. Man konnte der Zubereitung von Nationalspeisen beiwohnen: Gulyas, Plumpudding, Makkaroni, Bouillabaisse, Pilaf, Pirogen, Olla Potrida, Buchteln, Sterz u. s. w., und wenn eine Speise bereitet war und die betreffende Europäergruppe sich anschickte, sie zu verzehren, begleiteten die Indianer dieses merkwürdige Schauspiel mit unzweideutigen Kundgebungen ihrer aufrichtigsten Teilnahme . . . In einigen Zelten wurden die bei uns gebräuchlichsten Professionen betrieben. Vor den Augen des Publikums unterrichtete eine Gesangsprofessorin angehende Opern-

sterne, während ein Deklamationsprofessor etliche Zöglinge auf seine Art dressierte. Zehn Schritte davon hatte sich ein Lehrer des Reklamemachens etabliert; er tradierte die Kunst, die Wahrheit zu verbessern, ohne zu lügen — die Indianer klatschten ihm lärmend Beifall. Im Zelt der Republik von San Marino wurde die Erzeugung schöner Orden geoffenbart; die farbigen Dekorationen konnten an Ort und Stelle gekauft werden, und die harmlosen Indianer freuten sich an dem Glanze der bunten Dinger dermaßen, daß mancher sämtliche San-Marinesische Dekorationsgattungen käuflich an sich brachte und mit nach Hause nahm.

Es versteht sich von selbst, daß auf dem Programm Theatervorstellungen nicht fehlten. Für einen Penny bekam man gedruckte Blätter, auf denen die Handlung der Stücke in indianischen Dialekten auszugsweise mitgeteilt wurde. Trotz der roten Farbe der Zuschauer konnte man deutlich gewahren, wie sie bei der Lektüre dieser Auszüge manchmal erröteten. Ich hütete mich, zu verraten, wie lächerlich ich das fand, denn es hätte mir sonst übel ergehen können. Die Indianer verstehen in solchen Dingen keinen Spaß . . . Man brachte Operetten, Possen, auch modern realistische Stücke zur Auf-

führung. Die Besucher konnten sich für das bißchen Eintrittsgeld wirklich einen Extrakt europäischen Geschmackes zu eigen machen.

An dem Tage, da ich zum erstenmale die Ausstellung besuchte, wurde ein Epilog zu den verschiedenen Stücken zur Darstellung gebracht: „Die Anbetung des Komikers und seiner Frau“. Derjenige, der in der Operette einen Walzer gesungen hatte, saß auf einer Estrade neben einer hübschen Dame, die ebenfalls Komödie gespielt hatte, wenn auch ohne zu singen. Verehrer des Künstlerpaares zogen, Mann für Mann, Weib für Weib, einzeln vorüber, machten eine so tiefe Verbeugung, daß sie mit der Stirne die Erde berührten, küßten ihm die Hand, ihr den rechten Fuß, die Gefeierten dankten mit leichtem, aber huldvollem Kopfnicken, und der Rest der Europäer, der zu alledem die Galerie bildete, brach hie und da in enthusiastische Zurufe aus — es war wirklich herzerhebend, ich glaubte mich zu Hause und blickte mit Bedauern auf die in ihrer Geistes- und Gemütsentwicklung zurückgebliebenen Eingeborenen, die das Ganze offenbar wie eine tolle Posse betrachteten.

Auch ein Maleratelier befand sich in einem der Zelte. Ein Europäer fertigte coram publico Porträts

an, deren Originale öffentlich „saßen“; er war in überraschender Schnelligkeit mit solch einem Bildnisse fertig, und so oft er ein neues vorwies, hatte er das Ziel erreicht, daß das Porträt nicht die geringste Ähnlichkeit mit dem Modell aufwies, und jedesmal brachen diejenigen, denen er das Werk zur Begutachtung vorgelegt hatte, in frenetisches Händeklatschen aus ... In einem anderen Zelte hielt ein Europäer Vorträge zur Lösung der sozialen Frage — die Indianer machten aber ungläubige Gesichter dazu und gingen gleichgültig vorüber; in der Nachbarschaft sangen Yvette Guilbert und Guschelbauer, der „alte Drahrer“, Duette, wobei jedes sich seines angeborenen Jargons bediente. „Hütte der Gigerln“ stand vor einem dritten Zelte zu lesen — in Lehnstühlen saßen zwei elegante junge Herren, die in Europa Unter den Linden oder auf dem Boulevard des Italiens oder auf der Ringstraße oder im Hyde-Park als Löwen der Gesellschaft gefeiert worden wären, hier aber den Gegenstand der urwüchsigsten, unbändigsten Heiterkeit bildeten.

Abends fand bei glänzender Beleuchtung ein Eliteball statt; als die Indianer sahen, wie die Damen sich für das Fest sorgfältig — entkleideten, gaben sie ihrer Verwunderung deutlichen Ausdruck; im übrigen schien

die Sache ihnen zu gefallen, und als Strauß' „Blauer Donauwalzer“ gespielt und getanzt wurde, heulten sie voll Entzücken mit, fest überzeugt, daß das, was sie hervorstießen, Gesang wäre. Ich habe nämlich vergessen, zu sagen, daß auch ein Orchester da war, und zwar ein wienerisches. Ein Indianer fragte mich, woher diese ausgezeichneten Musiker kämen.

„Aus Wien.“

„Ist das die Hauptstadt von Europa?“

„In Wahlangelegenheiten unbedingt.“

Mein Indianer ließ mich nicht eher los, bis ich ihm die genauesten Auskünfte über mein Wien erteilt hatte. Nicht alles war ihm begreiflich; manches hielt er für einen schlechten Scherz; zuweilen sah er mich scheu und furchtsam an, als wäre meine Gesellschaft ihm unheimlich — von einem Indianer kann man eben nichts Besseres erwarten ... Für mich war die Begegnung mit Europäern ein denkwürdiger Zwischenfall. Ich habe öffentlich bisher nichts über denselben erzählt, weil die Leser nur zu leicht glauben, daß der Berichterstatter lügt. Wenn ich mich endlich doch entschlossen habe, meine Reiseerlebnisse zu skizzieren, so that ich dies, um die Anregung zu gewiß lukrativen Unternehmungen zu geben: zu einer Reihe von Europäeraus-

stellungen in fernen Ländern. Hunderten und hunderten von Leuten würden, wenn solche Expositionen zustande kämen, reicher Erwerb zuteil werden, und überdies ergäbe sich der Vorteil, daß man manche Leute, die bei uns gar zu — interessant werden, als Ausstellungsobjekte verschicken könnte, gegen gutes Honorar und gegen die Sicherheit, in der Fremde bewundert zu werden. Damit wäre beiden Teilen geholfen, uns und ihnen.

Die Traumschule.

Während meiner Fahrten durch die Neue Welt machte ich einmal anderthalb Jahre hindurch Halt in der jungen kleinen Stadt Neverbeen (Connecticut). Zufall, Laune, Reisemüdigkeit — ich weiß es nicht mehr genau — veranlaßten mich, in Neverbeen einen Ruhepunkt zu suchen, und der Aufenthalt daselbst hat mich nicht nur nie gereut, sondern eine der angenehmsten Erinnerungen meines Lebens in mir zurückgelassen. Nicht als erfreute Neverbeen sich einer schöneren, glänzenderen Architektur oder einer reizenderen landschaftlichen Umgebung als andere Orte in den American United States. Nein. Und auch seine Frauen und Männer unterscheiden sich nicht wesentlich von denen im übrigen Amerika. Füge ich noch hinzu, daß ich dort nicht reich geworden bin, und in Neverbeens Weichbild nicht etwa eine bewegte europäische Defraudantenthätigkeit zu verbergen suchte, endlich, daß ich

mich daselbst weder in eine Miß Vanderbilt noch in eine Miß Very Gould sterblich verliebte, so wird es dem Leser dieser Zeilen hoffentlich völlig unklar geworden sein, warum in meinem Herzen eine unverlöschliche Liebe zu Neverbeen (Connecticut) wohnt.

Ich will endlich einmal, nachdem ich so lange gezögert habe, die Wahrheit sagen, schlicht und einfach — nicht bloß, um mit einem Reiseerlebnisse großzuthun, sondern um in Europa vielleicht zur Nachahmung eines Versuches anzuregen, welcher drüben, jenseits des Großen Wassers, mit glücklichem Erfolge unternommen und nur infolge einer schweren Komplikation zufällig entstandener und absichtlich herbeigeführter Zwischenfälle nicht zu Ende geführt wurde ... Als ich in Neverbeen ankam, befand ich mich in einem Zustande heftiger nervöser Überreiztheit. Ich war unruhig, unstät, fahrig, jede regelmäßige Thätigkeit widerstrebte mir, ich wollte etwas, ohne zu wissen: was? — Menschen und Vergnügungen, die mich gestern noch entzückt hatten, erschienen mir heute als Ausgeburten unerträglicher Langweile — ich verfiel in thränenselige Traurigkeit oder in himmelhoch jauchzende Lustigkeit, die eine so grundlos wie die andere. Kurzum, ich durfte als Prachtexemplar eines Neurasthenikers gelten. Be-

sonders schlimm gestalteten sich mir die Nächte; entweder fand ich überhaupt keinen Schlaf, oder ich fiel, nachdem ich ein entsprechendes Medikament genommen hatte, allerdings in Schlaf, sogar in tiefen Schlaf, aber dann träumte ich so rastlos und so abenteuerlich, so sinnlos, so grotesk, daß beim Erwachen die Welt sich mit mir im Kreise drehte und ich mehr erschöpft als erquickt war. Daß man von einer Turmspitze niederfliegt zur Erde, das ist einer der alltäglichsten Träume; dazu braucht man sich nicht die Nerven in Amerika zu ruinieren. Jeder Gymnasiast in Europa kann davon erzählen. Meine transozeanischen Träume waren aber ganz anderer Natur. Einmal kam Homer mit Karl dem Großen, Homer hielt mich fest an Kopf und Füßen, Karl der Große schnitt mir mit einem Rasiermesser (Solinger Fabriksmarke) den Hals ab, dann benützten die beiden alten Herren meinen Schädel als Spielball, und nachdem sie müde geworden, zwangen sie mich unter einer Androhung einer Ehrenbeleidigungsklage, den „Yankee doodle“ vorzutragen. . . . Mitunter hatte ich aber auch unangenehme Träume. So zum Beispiel, wenn ein riesiger Elephant mich bestieg und auf mir von Neverbeen bis New-York ritt, ohne mir unterwegs einen Schluck Wasser zu verschaffen. Oder wenn ich zum

hundertsten Geburtstage des Königs von Siam eine Rede in zehn Sprachen zugleich halten und unter Einem den schiefen Turm von Pisa mit dem kleinen Finger der linken Hand stützen mußte, damit er nicht umfiele. Oder, wenn ich anstatt einer Kugel in eine Kanone geladen wurde und in dieser Situation ehelich mit der Tochter eines Matabelehäuptlings getraut wurde.... Des Morgens freute ich mich jedesmal immerhin, weil ich sah, daß keine Suppe so heiß gegessen wird, wie man träumend sie kochen mag, aber in das bißchen Freude mischte sich begreiflicherweise sofort die Furcht vor dem Kommenden. Mit Angst und Bangen sah ich den Nächten entgegen. Ich versuchte es damit, früh zu Bett zu gehen und früh aufzustehen — dann mit dem gegenteiligen Verfahren — ich nahm abwechselnd viel, wenig und gar kein Abendbrot — ich versuchte es mit Milch, Wein, Bier, Limonade — auf meine Traumdisposition hatten die Getränke keinen Einfluß; was ich auch that, wie ich auch lebte, ich mußte Nacht für Nacht meine dreißig bis vierzig Träume absolvieren, und schon hatte ich jede Hoffnung verloren, daß diese aufreibende Robot anders enden werde, als mit meinem Dasein.

Eines Tages begegnete ich in der Monkish-Avenue

einem Bekannten, Mr. Gowner, der in der Jugend Zigarrenagent war, sich dann aber als Augenarzt etablierte und sich als solcher eines glänzenden Einkommens erfreute, und klagte ihm mein Leid. „Mann," antwortete er, „wenn Ihnen sonst nichts fehlt, Ihnen kann geholfen werden. („You can be helped.")

„Wieso?" fragte ich schlagfertig.

„Hier haben Sie eine Adresse: Mr. Lyer, No-Street 745."

„Ein Arzt?"

„Machen Sie sich nicht lächerlich. Ihr Zustand ist eine Krankheit. Da werden Sie doch nicht einen Arzt aufsuchen!"

„Sehr richtig," bemerkte ich etwas eingeschüchtert. Mr. Gowner schrie nämlich wie ein Zahnbrecher, die Passanten wurden auf uns aufmerksam, und ich liebe es nicht, Mittelpunkt und Held eines Straßenauflaufes zu sein, denn ich bin nicht ehrgeizig ... Nachdem es mir gelungen war, Mr. Gowner halbwegs zu dämpfen und zu beschwichtigen, gab er mir die Auskunft, Mr. Lyer sei kein Mediziner von Beruf, sondern ein Menschenfreund, dabei ein ungemein erfinderischer Kopf, und seit Jahren habe er sich mit der Idee getragen, seine Humanität auf dem Gebiete des Traumlebens zu erweisen. Er

habe an sich und anderen erfahren, wie qualvoll die Erdenkinder von Träumen heimgesucht werden können, und deshalb sei in ihm der Vorsatz erstanden, eine Regulierung des Träumens zuwegezubringen, anstatt dieses dem Zufalle zu überlassen.

„Und das kühne Unternehmen ist ihm gelungen?" erkundigte ich mich mit fieberhafter Neugierde.

„Überzeugen Sie sich selbst."

Wäre M. Gowners Eröffnung nicht so erfreulicher Art gewesen, ich hätte geglaubt, zu träumen. Ohne mich weiter zu besinnen, mietete ich ein Cab und ließ mich in die No-Street fahren. Nie zuvor hatte ich diese Weltgegend betreten. Die No-Street lag weit entfernt von allem lärmenden Treiben in idyllischer Stille. Mit der Nummer 745 fand ich ein elegantes zweistöckiges Haus bezeichnet, das auf drei Seiten von einem Park mit alten schattigen Bäumen umgeben war. Ich weiß nicht, warum mir einen Augenblick der Gedanke aufschoß, es wäre eine Irrenanstalt, und ich stünde im Begriffe, mich freiwillig in eine solche zu begeben. Aber rasch wurde ich eines Besseren belehrt. In weithin sichtbaren Metalllettern stand im Giebelfelde zu lesen: „Dreamingschool" — „Traumschule". Mr. Gowner hatte also nicht gelogen.

Ich zog die Glocke. Eine reizende, ganz in Weiß gekleidete Blondine öffnete mir.

„Mr. Lyer zu sprechen?"

„Sofort, mein Herr."

Meine Blondine, deren anmutiger Gang meinem Schönheitssinne wohlthat, führte mich durch einen hellen, mit Landschaftsbildern behangenen Korridor, an dessen Ende das Sprechzimmer Mr. Lyers lag. Dieser selbst und der Raum, in dem er sich aufhielt, machten einen sympathischen Eindruck auf mich. Mr. Lyer war ein schöner, freundlicher Mann mit seelenvollen blauen Augen und einem höchst angenehm klingenden Bariton. In seinem Sprechzimmer erschien alles und jedes danach angethan, in dem Besucher Glücksgefühle hervorzubringen. Er fragte mich um mein Anliegen. Ich erzählte ihm die Begegnung mit Mr. Gowner, und bat ihn, mich von meinen quälenden Traumzuständen zu befreien. Er ließ sich eine Reihe meiner Träume schildern. Ruhig hörte er zu, ohne das geringste Zeichen von Verwunderung. „Das ist gar nichts," meinte er dann, „mir sind in meiner Praxis viel schwerere Fälle vorgekommen. Haben Sie nie geträumt, daß Sie von dem Ertrage lyrischer Gedichte die Staatsschulden von ganz Europa bezahlen mußten?"

„Nein, niemals.“

„Dann seien Sie beruhigt, ich werde Sie herstellen.“

Mr. Lyer entwickelte mir nun in längerer Rede die Prinzipien, von denen er sich leiten ließe. Der menschliche Geist — ich folge hier im Gedächtnisse seinen Auseinandersetzungen — ist dahin gelangt, Gewalten, Elemente, Erscheinungen zu bezwingen, deren man lange nicht Herr zu werden verstand. In grauen Urzeiten gab es sicherlich Traumkünstler; sie galten der großen Menge als Seher, als Propheten, als höhere Wesen. Man staunte sie als Menschen von übernatürlicher Begabung an. Später, in historischen Tagen, ging die Traumkunst verloren, und das Träumen von Lotterienummern, das sich in einzelnen Ländern erhalten hat, kann nur als Karikatur betrachtet werden. Wir müssen es dahin bringen, das zu träumen, was wir träumen *wollen*, nicht was uns aufgedrängt wird. Was nützt es, daß wir tagsüber unseren Willen vorwalten lassen, wenn wir bei Nacht zum Spielball ironisch grinsender Gewalten werden! Was soll all unser Stolz auf einen Schatz von Errungenschaften, wenn der Traum aus uns Narren und Kinder macht! Wir müssen auch während des Schlafes frei über uns

verfügen — so lange wir nicht dieses erhabene Ziel von Kultur und Zivilisation erreicht haben, wiegen all' unsere übrigen Entdeckungen, Erfindungen, geistigen Siege keinen Schuß Pulver auf. Von Amerika — rief Mr. Lyer enthusiastisch — solle der Welt das Heil kommen. Wir Modernen haben uns im Kampfe wider unsere eigene Mutter, die Natur, schon oft als die Stärkeren erwiesen — auch träumend müssen wir überwinden lernen, dann erst dürfen wir mit berechtigtem Hochgefühle durch Zeit und Welt gehen.

Etwa eine Stunde lang sprach Mr. Lyer mit fesselnder Beredsamkeit über dieses Kapitel. Als er innehielt, begnügte ich mich, zu erklären, daß ich gewillt sei, seine Schule zu besuchen. Ich müsse, so belehrte er mich, in der Anstalt Wohnung nehmen, auch daselbst die vorgeschriebene Kost genießen und mich verpflichten, mindestens drei Semester hindurch zu verbleiben.

Noch am selben Tage übersiedelte ich aus dem Hotel in die Traumschule. Man wies mir ein geräumiges, behaglich eingerichtetes Zimmer mit Parkaussicht an. Die Gebühren für Pension und Unterricht mußte ich für die drei Semester im Voraus erlegen. Es waren bloß dreitausend Dollars. Mr. Lyer bemerkte mir, er könne die Sache so wohlfeil machen, weil er nicht

auf Gewinn losgehe, sondern rein ideale Zwecke verfolge. Sollte ich vor Ablauf der festgesetzten Zeit ausreißen, so seien trotzdem die dreitausend Dollars verfallen. Ich fand diese Bedingungen sehr billig, und drückte diese Anschauung auch in einem mir zur Unterzeichnung vorgelegten Schriftstücke aus.

Am nächsten Morgen wurde ich in die erste Klasse eingereiht. In dieser wurde man in den Anfangsgründen des Träumens unterwiesen. Man lernte sozusagen das ABC. Fachlehrer trugen uns Beispiele von angenehmen, frohen Träumen vor, wir mußten sie auswendig lernen und dann Wort für Wort hersagen. Allgemach klommen wir zu schwereren Aufgaben empor. Wir wurden beauftragt, kleine Träume zu komponieren. Diejenigen, die Talent für Malerei und Tonkunst bekundeten, mußten in Farben oder in musikalischen Noten Traumskizzen entwerfen. Für die besten Arbeiten waren Prämien ausgesetzt. Ich bekam schon nach vier Wochen eine Prämie für die schriftliche Beantwortung der Frage: „Was hätte Hannibal nach der Schlacht von Cannä träumen können?“ Natürlich war da von gefallenen Kriegern nicht die Rede; ich ließ Hannibal in hyperidyllischen Bildern schwelgen. Mr. Lyer bedeutete mir, er setze große Hoffnungen auf mich, ich sei ein Traumtalent obersten Ranges.

Im zweiten Halbjahre schritten wir zu praktischen Übungen vor. Wir wurden gelehrt, uns am hellichten Tage Schlaf zu suggerieren, über uns gegebene Themata zu träumen, um — einmal erwacht — genaue Berichte zu liefern. Natürlich machten wir diese schüchternen Versuche mit ganz kleinen Träumen. Aber nur schwer gelangten wir dahin, wenigstens diese Miniaturträume zu beherrschen, und das Gefühl der Sicherheit nach dieser Richtung bereitete uns so tiefe Befriedigung, daß wir alsbald Gesellschaftsspiele arrangierten, in denen wir einander gegenseitig hübsche, amüsante Träumeraufgaben stellten und sie auch in den meisten Fällen mit Geschicklichkeit löften.

Wir bekamen bloß vegetabilische Nahrung. Geistige Getränke durften nicht über die Schwelle kommen, ebensowenig politische Zeitungen. Alles, was uns umgab, war darauf angelegt, uns in friedliche, ruhige Stimmung zu versetzen. Wenn wir zu Bette gingen, wiegten Flötenbläser und Harfenspieler uns in kindlich süßen Schlummer. Der leitende Grundsatz Mr. Lyers war die Entwicklung unserer Willenskraft, die sich über den wachen Zustand hinaus zu bewähren hatte. Wir wurden systematisch im Wollen geschult, und nur an gänzlich unbegabten Individuen scheiterte Mr. Lyers Erziehungs-

und Unterrichtsmethode. Es waren dies vereinzelte Schüler, kaum ein Perzent der Gesamtheit.

Waren wir aus der Schule während des zweiten Semesters ins Seminar aufgestiegen, so brachte das dritte Semester die Ausübung und Anwendung des Gelernten. Wir hatten keine Unterrichtsstunden mehr mitzumachen, wir lebten frei und ungezwungen, es galt die Vorbereitung für die weitere Existenz außerhalb des Instituts. Doch oblag uns die Pflicht, über unsere Träume wöchentliche Berichte zu erstatten. Diejenigen, die von Rückfällen ins unbewußte Träumen heimgesucht wurden, mußten sich eine Zeit lang abermals Unterweisungen gefallen lassen. Eine junge Dame aus Dakota sah sich gezwungen, das zweite Semester zu repetieren, doch war das ein Ausnahmsfall, wie ich keinen zweiten miterlebte. Die meisten Schüler bestanden ihre Prüfungen gut, und speziell ich glänzte in sämtlichen Traumgegenständen als Vorzugsschüler, und das mir gewährte Zeugnis der Reife war — ich darf es ohne Selbstüberhebung sagen — ein wohlverdientes. Im dritten Semester wurde ich geradezu als Traumvirtuose betrachtet. Ich entwickelte meine Fertigkeit so weit, daß ich, je nach Belieben, gar nicht träumte, oder zwei Träume hatte, einen unmittelbar nach dem Einschlafen,

den andern unmittelbar vor dem Erwachen. Manchmal haute ich ein wenig über die Schnur und vergönnte mir fünf bis sechs Träume. Dabei strebte ich nach Vielseitigkeit. Einmal ließ ich mich als Dichterfürst krönen; ein anderesmal führte ich die Gabelsbergersche Stenographie bei den Zulus ein; dann wieder unterrichtete ich Kaninchen mit brillantem Erfolge in Deklamation; im Dezember träumte ich mich nach Monte Carlo, wo ich mit jedem Einsatze gewann und dann bei Noël und Patard ein Souper ohnegleichen einnahm — im Juni nach Ostende, wo ich wie ein Fisch in den kühlenden Fluten umherplätscherte. Wollte ich reich sein, so gewann ich im Schlaf das große Los — wollte ich meine Mitmenschen beglücken, so schenkte ich jedem großjährigen Zeitgenossen eine Villa am Como-See und dazu eine Jahresrente, die ihm eine behagliche Existenz sicherte. Wie hätte ich all das — und wäre ich ein Krösus gewesen — in der Wirklichkeit erreichen können! Ich sah ein, daß Mr. Lyer ein echter Wohlthäter der Erdenkinder war, denn wer uns befähigt, schön zu träumen — giebt er uns nicht das Köstlichste, was unser Gestirn einem zu bieten vermag?

Mr. Lyer wollte nicht bei dem, was er schon vollbracht hatte, stehen bleiben. Er setzte sich vor, Dank

Schenkungen seitens seiner bemittelten Anhänger, Freiplätze für Arme zu begründen. Er konstruierte sich eine Idealwelt, in der auch der Ärmste seinen täglichen, beseligenden Traum im Topfe habe. Er plante Gratisunterricht für Dürftige, und zur Ausführung dieses Projektes sammelte er große Summen, die er gewinnbringend anlegte. Sobald eine Million Dollars beisammen wäre, wollte er die Traumschule für Arme eröffnen. Leider wurde sein edles Streben nicht von dem wünschenswerten Ergebnis gekrönt. Er fiel als Opfer schnöder Rachsucht. Mr. Rascal, ein New-Yorker Spekulant, dessen Vermögen auf fünfhundert Millionen Dollars geschätzt wurde, ließ sich in Mr. Lyers Anstalt aufnehmen. Statt sich den Vorschriften und Regeln des Hauses zu fügen, meinte er, auf seinen Reichtum gestützt, eine Ausnahmsstellung für sich beanspruchen zu dürfen. Er erlernte das schulgerechte Träumen nicht und trat vorzeitig wieder aus. Vier Wochen später verschwand Mr. Lyer spurlos aus Neverbeen und mit ihm die Summe von vierhunderttausend Dollars, die er für die von ihm geplante Armenabteilung zusammengebracht hatte. Seine Feinde behaupteten, er wäre durchgebrannt, um das Geld für sich zu behalten. Wir, seine dankbaren Jünger, wußten es besser: Mr. Rascal, um

seine Rachsucht an dem Manne, der sich vor seinen fünfhundert Millionen nicht sklavisch beugen wollte, zu befriedigen, ließ ihn durch bezahlte Sbirren entführen und entweder töten oder irgendwo einschließen, von wo Mr. Lyer kein Lebenszeichen geben kann. Mr. Rascal war übrigens damit nicht zufrieden; er kaufte sämtliche Häuser von Neverbeen, ließ sie dem Erdboden gleichmachen, und wo ehedem ein blühendes Städtchen stand, breitet sich jetzt eine öde, einsame Wildnis aus. Es giebt Dummköpfe genug, die mit eiserner Stirne behaupten, eine Stadt Namens Neverbeen habe nie existiert. Das ist eine Behauptung, die nur mit dem Schweigen der Verachtung beantwortet werden kann.

Stubenreise.

Seltsam! Während im Ofen das Feuer knistert, auf dem Schreibtische die Lampe brennt und Vorhänge niedergelassen sind zwischen mir einzelnem hier innen und der ganzen Welt dort außen, denke ich ans Reisen, an allerlei Erfahrungen, die man unterwegs zu machen pflegt. Heute, angesichts der großartig entwickelten Verkehrsmittel, ist das Wandern nicht bloß des Müllers Lust; schier jeder und jede wird hie und da vom Wanderfieber erfaßt und für eine Weile weggerissen von der Scholle der Seßhaftigkeit. Warum soll ich also staunen, daß ich so plötzlich, inmitten eines Wintertages, auf eine Stubenreise gehe — im Geiste hin und zurück, kreuz und quer — o du süßer, planloser Gedankenbummel, der einem die Leichtigkeit des Vogels und auch seine Flügel giebt! Und was die Phantasie gebiert, ist ja immer und überall schöner, als das Gebilde der Wirklichkeit. Neapel, wie es ist, reicht nicht

an Neapel heran, wie ich es sah, bevor ich es kannte. Freilich sind, seit ich es sah, so viele Jahre vergangen, daß es mir bald wieder in der geträumten Schönheit erscheinen wird. Denn die Erinnerung kann beinahe ebenso verklären, wie die Erwartung. Das Sprichwort, das da behauptet, für Gewesenes gebe der und jener nichts, hat unrecht. Gewesenes umspinnen wir gerne mit Goldfäden und tauchen es in gleißende, schillernde Farben und hüllen es in den Zaubermantel des Heimwehs, das ebenso schmerzlich angenehm ist, wie die teuere, die köstliche Sehnsucht. . . . Im freien Spiele seiner Einbildungskraft aber ist alles vereinigt: Heimweh und Sehnsucht, Erinnerung und Erwartung, Wirklichkeit und Traum, untrennbar, nicht klar von einander abzugrenzen, eines dem andern bei aller Verschiedenheit ähnlich zum verwechseln — eine ganze Weltreise absolviert man, indes man sich im Schaukelstuhle wiegt und sich an dem Dufte einer ägyptischen Zigarette ein wenig, ein klein wenig betäubt.

Wo war ich überall schon! Im Anfange notierte ich mir die Länder, die Städte. Später kam ich davon ab. Es erging mir wie den jungen Mädchen mit ihren Tagebüchern. Sobald sie heiraten und wirklich etwas zu erzählen haben, legen sie die Tagebücher bei-

seite. Das Merkwürdigste vertraut man doch nur sich selber, nicht dem Papier an. Hat man eine gewisse Reihe von Fahrten hinter sich, so hält man sie nicht mehr völlig klar und bestimmt auseinander. Ich weiß wirklich nicht mehr, war es auf dem Wege nach Brüssel oder nach Troppau oder an Bord eines Lloyddampfers, daß ich einen und den anderen wunderlichen Zwischenfall erlebte. Reiste der liebliche Herr, der mir die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit eines Eisenbahnunfalles überzeugend auseinandersetzte, mit mir nach London oder nach Genua? Verließ der Coupégenosse, der sich mit ebenso viel Fleiß wie Beharrlichkeit Kleingeld borgte, das er mir nie zurückgab und wohl nie zurückgeben wird, mich in Tetschen oder in Görz? Solche Details verwischen sich, verblassen; nur in großen allgemeinen Zügen haften Reiseeindrücke fest. So z. B. darf ich versichern, daß ich auf langen, ermüdenden Fahrten mir stets vornahm, nie wieder zu reisen. Namentlich zur See, wenn alles bricht, kommt man leicht auf solche Gedanken. Nie wieder! Aber kaum hat man die Mühsal, die einem unerträglich schien, überstanden, so plant man schon die nächste Reise. Wanderschaften und Liebschaften machen aus dem Schlußpunkt im Nu einen Doppelpunkt, der auf Fortsetzung oder

Nachspiel hindeutet . . . So weit mein Gedächtnis reicht, sind einzelne Reiseeindrücke mir immer die gleichen geblieben. Bin ich für längere Frist in einen unserer menschenwürdigen Bahnwaggons eingepfercht, so ist mir anfangs, als müsse ich revoltieren, als brauche ich mich nicht wie ein willenloses Paket in der engen Kiste befördern zu lassen; auch bin ich — falls die Gegend sich nicht durch besondere Schönheit auszeichnet — überzeugt, daß ich vor Langweile sterben werde. Ich fasse den abenteuerlichen Plan, auf der nächsten Station auszusteigen. Meine Nerven wollen irgend etwas thun, sie wissen nur noch nicht: was? Aber mit den Stunden kommt Ruhe, kommt Entsagung. Gegen Abend namentlich lernt man, sich bescheiden, man hört auf, an den Gitterstäben des Käfigs rütteln zu wollen, man sitzt resigniert auf seinem Platze, und ist's ein Eckplatz, so dünkt man sich noch ein Sonntagskind, denn man sieht wenigstens ein bißchen hinaus auf die Abwechslung, und hat damit ein Gegengift wider so viele tötliche Gifte — und geduldig erwartet man die Zeit der Ankunft, ja, die letzte Stunde vor dem Aussteigen übt sogar einen feinen Reiz, denn der Reisende fühlt es in allen Fingerspitzen, daß er näherrückt seinem Ziele — schon tauchen die Flammenzeilen auf, die Lichterreihen, die im Dunkel

die bewohnte Stadt verkünden — noch zwanzig, noch zehn Minuten, noch eine Minute — endlich, endlich! Und wir breiten die Arme aus, auch wenn niemand da ist, in sie zu stürzen. Auch der trockenste Patron kann sich der Ankunftsstimmung nicht ganz entziehen. Ist der reisende Mensch doch überhaupt ein anderer als der ruhig daheimweilende! So weit meine Wanderreminiszenzen zurückreichen, staune ich darüber, wie diese Verschiedenheit sich namentlich in der Kunst des Essens und Verdauens bekundet! Leute, die zu Hause die Mäßigkeit in persona sind, leisten unterwegs einfach Unbegreifliches im Vertilgen von Eßbarem. Ich selbst bewundere mich auf Reisen, wenn ich in lichten Augenblicken den von mir vollbrachten Konsum überlege. Die meisten Leute besitzen zwei Magen: einen für Werk-, einen für Festtage, an welch letzteren man von traditionellen Speisen ein möglichst großes Quantum in sich aufnehmen muß. So scheint vielen Erdenkindern ein Haus- und ein Reisemagen gegeben zu sein. Was im Reisemagen Platz hat — das gehört zu den Rätseln, mit deren Lösung die Gelehrten sich noch zu wenig beschäftigt haben. Nebenbei bemerkt, verdient außer der Aufnahmsfähigkeit auch die Virtuosität hervorgehoben zu werden, mit der man unterwegs mindestens

dreimal so schnell ißt und trinkt, wie an ständigen Aufenthaltsorten. Zarte Damen, die sonst nur winzige Bissen in das winzige Mündchen schieben, verschlingen im Eisenbahnrestaurant, wenn die Zeit drängt, ein halbes Hühnchen, wie die Boa constrictor ein ganzes Lamm verschlingt.

Wenn man noch so viel in der Welt umhergezogen ist, behält man einzelne touristische Neigungen und Abneigungen unabänderlich bei. Für mein Teil z. B. freue ich mich auf jede Station und spähe nach jeder aus. Die Haltstellen sind Ereignisse, Marksteine, sie bezeichnen neue Epochen im Reisedasein — man kann nicht wissen, was sie bringen — vielleicht steigt jemand ein, eine interessante Gesellschaft, oder gar, was so selten die offenen Thüren benützt: das Glück. Zu dem, was mir auf der Wanderschaft Vergnügen macht, gehört es, wenn ich an einem Sonntag irgendwo eintreffe. Die gutgekleideten Leute, die geschlossenen Läden, das alles deutet auf ungewöhnliche Verfassung; es ist, als befinden auch die Einheimischen sich auf einer Reise — etwa auf der nach der Freude, und der Fremde braucht sich nicht so grundverschieden von ihnen zu fühlen. An Sonntagen scheint jeder auf Urlaub zu sein, so wie der Reisende. Dagegen am Wochentage! Die Einwohner

gehen, wie sehr wir auch darüber staunen mögen, ihren gewöhnlichen Geschäften nach, sie besichtigen keine Sehenswürdigkeiten und haben offenbar zu nichts Zeit, als zur Arbeit. Liegt darin nicht Rücksichtslosigkeit gegen uns, die wir uns im Reise-Ausnahmszustande befinden und von unseren Nebenmenschen das Gleiche erwarten und verlangen? Muß es aber durchaus ein Werktag sein, so soll man in einer Stadt, die man noch nicht kennt, am Abend eintreffen, im Finstern. Man fährt ins Hotel, hat keine Ahnung, wie der Ort aussieht, und des Morgens, wenn wir die Fenster öffnen und auf den freien Platz hinaustreten, genießen wir das Vergnügen einer vollen Überraschung, haben wir das, was wir auf Reisen eigentlich suchen: etwas Neues. Ehedem, in meinen touristischen Flegeljahren, machte ich mit Vorliebe das Kunststückchen, in wildfremden Städten nachts spazieren zu gehen, mit Sicherheit auf meinen topographischen Sinn pochend. Natürlich verirrte ich mich mit rührender Regelmäßigkeit, und seit einmal die Polizei mich in den Gasthof bringen mußte, habe ich die topographischen Kraftproben aufgegeben ... Aber auch ohne dumme Streiche verspürt man den Zauber der Fremde immer wieder von neuem. Was man zum erstenmal sieht, hat den nie versagenden Reiz des Un-

bekannten und darum Geheimnisvollen. Und in dem Spiegel des Unbekannten sieht der Wanderer neben anderem, das ihn fesseln mag, auch sein eigen Bildnis, oft ein Spottbild, eine ernüchternde Karikatur. Vor etlichen Jahren kam ich in ein krainisches Nagelschmiededorf. Stundenlang trieb ich mich in dem malerisch gelegenen Neste umher, und durch Zufall erfuhr ich, daß dort niemand, buchstäblich niemand auf eine Zeitung abonniert sei. „Da sollte man," dachte ich ob dieser Kunde, „ein Schock aufgebauschter Tagesberühmtheiten hersenden — die Erfahrung, daß niemand, niemand hier sie kennt, wäre eine heilsame kalte Douche — jedes solche Dorf ist ein Wunderkurort für moderne Selbstüberhebung."

Wer eine Stubenreise macht, einen der bequemen Ausflüge, die man sitzend abthun kann, der wird auch an die Gasthöfe denken, in die man im Laufe eines Erdendaseins verschlagen wird. Ich gestehe, daß ich die Hotels, die guten notabene, liebe, besonders weil in ihnen immer und immer etwas Bewegung herrscht, sogar spät nachts. Man kömmt an oder reist ab, oder die Dienerschaft bereitet etwas vor — und das alles leise, diskret, ohne plumpen Lärm, wie unter Sordinen; man hat nicht, wie in Privatwohnungen, das unbehagliche

Gefühl, begraben zu sein, rings um sich ahnt man pulsierendes Leben, und doch findet man Ruhe, denn das mannigfache Geräusch schwillt nur zu einem Wiegenliede an, Erwachsene einzulullen . . . Wenig Sympathien dagegen habe ich seit jeher für die ganz vornehmen Oberkellner aufgebracht. Manche jagen mir sogar Furcht ein; das gelang in einem der ersten Hotels in Nizza, einem schrecklich vornehm sich gebärdenden Fütterungsfunktionär, der mich auf die schüchterne Äußerung, ich wünschte etwas zu frühstücken, prüfend anblickte, als hätte er eine Diagnose zu stellen, von der dann die Therapie abhinge und dann beruhigend erklärte: „J'ai une idée pour Monsieur“. Ich schaudere noch jetzt im Nachgeschmacke, wie kostspielig so eine Idee sein kann . . . Na, und auch sonst fällt mir auf meiner Stubenreise mancherlei ein, worüber ich als Hotelgast mich schon weidlich geärgert habe. Am nachhaltigsten darüber, daß man einem die Koffer mit Reklamezetteln für die Gasthöfe beklebt. Einen himmelschreienderen Gewaltakt giebt es kaum. Ich zahle, was man mir aufrechnet, ich verteile Trinkgelder, zum Teil an Leute, die ich nie gesehen habe, die im Moment meines Abganges unversehens aus der Erde wachsen und sich höflich verbeugen, und dann muß ich noch als

unfreiwillige Annoncensäule weiterziehen. Verbittet man sich das Bekleben der Koffer, so erregt man unfreundliche Gefühle, und zum Schlusse — kleben die Zettel doch an der gewohnten Stelle. Ein Glück, daß man sie nicht dem Reisenden auf den Rücken appliziert; hätte ein solcher Gebrauch sich eingebürgert, so könnte man auch nichts dagegen thun. Gebrauch ist mächtiger als Vernunft . . . In Hotels älterer Fassung hat man eine Gelegenheit, sich grün und blau zu ärgern, wenn man abends die Kleider vor die Thür legen soll, damit am frühen Morgen still waltende Geister sie zur Reinigung übernehmen. Moderne Gasthöfe haben Vorräume oder drehbare Spinden, in die man die Kleider deponiert — aber wo der Zeitgeist diese seine Früchte noch nicht hinlegen konnte — was ist das für eine Qual! Was habe ich alles versucht! Entkleidet man sich im Zimmer und häuft die Sachen auf einen Sessel so handelt es sich darum, diesen auf den Gang hinauszupraktizieren, ohne daß man von jemand bemerkt wird. Da heißt es also, durch die halbgeöffnete Thüre spähen, bis der Augenblick gekommen ist — aber man besorgt das Geschäft zu hastig und zu heftig, der Sessel fällt hin, die Sachen liegen auf der Erde, und man muß Ordnung schaffen, wobei man zurückschreckt, so oft

Schritte vernehmbar werden. Hat man ein Gegenüber, das dieselben Experimente macht, und ist es vielleicht kein Mann, dann verrennt die Situation sich geradezu ins Ungeheuerliche . . . Bei besonderer Übung kann man die Aufgabe übernehmen, einen leeren Sessel vor die Thüre zu postieren und dann von innen die einzelnen Kleidungsstücke durch einen Thürspalt so herauszuwerfen, daß sie auf den Sessel zu liegen kommen. Je weiter man in dieser Art der Entkleidung und Deponierung vorschreitet, desto bedenklicher wird die Lage. Bei der Weste hört die Gemütlichkeit auf. Wirft man ungeschickt und trifft statt des Sessels einen vorübergehenden Passagier, so kann leicht ein Wortwechsel entstehen.

Als ich meine ersten Reisen unternahm, war ich wirklich noch jung, aber schon damals widerfuhr mir keines jener Abenteuer, von denen ambulante Don Juans zu erzählen wissen. Ein Dichter, der neben dem Genie auch Geist hatte, machte die Bemerkung: in einem Wirtshausspiegel sei man niemals schön. Er wollte damit sagen, daß auf Reisen die Frauen einen Teil ihres verführerischen Reizes einbüßen. Ich glaube, daß er richtig urteilt, wie ich glaube, daß eine recht lange, abspannende Eisenbahnfahrt auch uns Männern

die Freude am Hofmachen verdirbt. Vielleicht darf man Mephisto variieren: Mit achtundvierzig Stunden Fahrt im Leibe, sieht man Helenen wohl in keinem Weibe.

Hie und da meinte ich, einem richtigen Reiseabenteuer nahe zu sein, — aber es wurde nie etwas daraus. In O. kehrte ich einmal um, als ich schon auf dem Wege zum Bahnhofe war, denn ich las angekündigt: „Heute abends Sautanzen". Ah, das muß ich mir ansehen! Ich blieb — aber wissen Sie, wer getanzt hat? Ein paar Dutzend Leute, um die vollzogene Schlachtung eines Schweines fröhlich zu begehen. Und eine Stunde weit von dort, in Kr., witterte ich tags darauf eine Aventiure. Ich langte spät, im Finstern, an. „Ist's weit zum Hotel Soundso?" „Eine halbe Stunde." — „Geht ein Omnibus hin?" — „Natürlich." Ich trete vor den Bahnhof hinaus. Eine sternenlose Nacht. Keine Straßenbeleuchtung. Ich gehe zurück auf den Perron. „Ich sehe keinen Omnibus," stöhne ich. „Er kommt gleich." Nun rasselt etwas. Ein offener, für zwei Personen berechneter Einspänner. „Wollen Sie mich ins Hotel Soundso bringen?" — „Ja, ich bin ohnehin der Hotelomnibus." — „Also, machen wir uns auf den Weg." — „Ich muß warten,

es können noch Passagiere kommen.“ Während wir des nächsten Zuges harren, erkundige ich mich, was ich für die Fahrt zu zahlen habe. Es ist so fabelhaft wenig, daß ich den Plan erwäge, nach Kr. zu übersiedeln und dort einige Jahre im Einspänner zu fahren. Dabei ließe sich ein Vermögen ersparen. Aus der Erwägung dieses Projektes werde ich aufgestört, denn der Zug ist eingelaufen. Eine Dame — Hauptkennzeichen: schwarzer Hut mit wallender Feder — entsteigt ihm. Der Lokalsitten kundig, geht sie auf den Pseudo-Omnibus los, nimmt einen der beiden Sitze ein — ich zögere — „Bitte, einsteigen!“ ruft der Kutscher mir ermutigend zu. Da sitze ich neben meiner Gefährtin, und selbander jagen wir ins Dunkel hinaus, ins Rätselhafte, wie ein paar Hochzeitsreisende. Soll ich etwas sagen? Vielleicht mich mit Namen vorstellen? In meiner Ratlosigkeit thue ich das Nächstliegende. Ich lüfte den Hut und sage: „Guten Abend!“ Die Dame blickt mich nicht an — das wäre in dieser Finsternis ganz vergeblich — aber, kurz abweisend, sagte sie mir: „Das ist bei uns hier nicht üblich, mein Herr!“ An diesem Tage sprachen wir nicht mehr ... Mit mir zugleich verließ sie den seltsamen Omnibus, der nie einer war, und verschwand spurlos in die Nacht. ... Jetzt, da ich an meine

Wanderungen denke, empfinde ich nur *ein* Bedauern. den Schmerz über ein Versäumnis, das sich nicht mehr gutmachen läßt: darüber, daß ich meine Omnibusgenossin von Kr. schwerlich wiedersehen werde. Sie liebt gewiß einen anderen!

Aus meinem Bekanntenkreise.

Die Eifersüchtigen.

Man findet so selten glückliche Menschen, wahrhaft glückliche, daß es sich verlohnt, das Vorhandensein solch rarer Vögel zu verzeichnen. Scheinbares Glück tritt einem oft genug entgegen; sieht man aber näher hin, guckt man hinter Maske und Larve, so entdeckt man den schwarzen Punkt, das Defizit in der Rechnung, das Skelett im Hause. Oft sind die Leute, die die Glücklichen spielen, innerlich in der trübseligsten Verfassung, aber ihre Eitelkeit veranlaßt sie, sich auf die verhätschelten Schoßkinder des Schicksals hinauszuspielen . . . Max und Karoline, meine Freunde, sind in aller Thatsächlichkeit das, was andere zu sein nur heucheln: ein fleckenlos glückliches Paar, das mit keinem Kaiser und keiner Kaiserin tauschen möchte. Ich kenne *sie* länger als *ihn*. Offen gesagt: sie war nie

schön oder anmutig. Klein, auffallend mager, eine Stumpfnase, große Hände — zum Modell für eine Venus hatte sie nicht die Eignung mit auf den Lebensweg bekommen. Im Gespräche war sie weder auffallend klug, noch ungewöhnlich dumm. Alles an ihr trug den Stempel des Alltäglichen. Es wäre einem schwer gefallen, sich über sie zu ärgern — noch schwerer allerdings, sie zu bewundern. So sah ich sie aus dem Backfischtum heraus sich entwickeln, ohne daß sie sich wesentlich veränderte; ihre beste Eigenschaft hatte schon sehr frühzeitig sich geltend gemacht und blieb ihr auch erhalten: eine gewisse Gutmütigkeit. Nie habe ich sie etwas Abfälliges über jemand sagen hören, nicht einmal über ihre schöneren Altersgenossinnen. Neid war ihr fremd, obzwar sie so viel Anlaß dazu hatte! Sie verzieh ihren Freundinnen nicht nur deren gesellschaftlichen Erfolge, sondern sogar ihre Verehrer, ihre Bräutigame, ihre Ehemänner. Was in ihr vorging, während die anderen Mädchen sich verlobten und verheirateten, das hat niemand erfahren. Erhielt nur die besagte Gutmütigkeit ihren Gleichmut oder trug sie in sich die Gewißheit, daß auch *ihre* Stunde schlagen werde, schlagen müsse? Ihre Eltern hatten sich mit dem trüben Gedanken vertraut gemacht, daß Karo-

line als alte Jungfer durch das Leben gehen werde; sie bestrebten sich, ihr eine, wenn auch bescheidene materielle Zukunft zu sichern, aber sie sprachen mit ihr nie davon, denn sie fürchteten, sie zu kränken. Wie innig sie sie liebten, sie waren doch nicht blind für ihre Reizlosigkeit, und so wäre ihnen nicht im Traume eingefallen, auf einen Freier zu rechnen. In der Absicht, ihr eine Zerstreuung zu verschaffen, die ihr später über manche einsame Stunde hinweghelfen sollte, erfüllten sie ihr den Wunsch, sie in der Malerei unterweisen zu lassen. Karoline warf sich auf die Landschaft; was ich von ihren Arbeiten zu sehen bekam, war nicht viel schöner als die Urheberin.

Eines Sommers bezogen ihre Eltern eine Landwohnung in der Nähe von Wien. Die Insassen des lieblichen Waldwinkels verkehrten viel miteinander, das Dutzend Familien geriet auf freundschaftlichen Fuß, und an Sonn- und Feiertagen erschienen Besuche aus der Stadt, die sich ein bißchen Landluft in die Lunge pumpen wollten; zu dieser Gattung gehörte Max, wohlsituierter Inhaber einer Maschinenfabrik, ein lediger Mann von etwa fünfundvierzig Jahren. Selbiger Max war damals kein Adonis, und auch heute ist er es noch nicht. Baumlang, hager, der Kopf etwas vorgebeugt, das

Haupthaar und der Vollbart leicht ergraut und sehr wenig gepflegt, die Kleidung salopp, im Verkehre wortkarg, nur wenn jemand in der Gesellschaft einen Witz machte, in ein lärmendes, unbändiges Gelächter ausbrechend. Entschloß er sich, überhaupt etwas zu reden, so betraf es sein Geschäft. Im übrigen schien er keine Interessen zu haben, die das Blut in seinen Adern schneller rollen machten. Karoline war, als sie ihn kennen lernte, nahe an die dreißig, also um ein Bedeutendes jünger als er, aber weder er, noch sie trugen in ihrem Wesen etwas von ihrer Ledigkeit zur Schau. So war es um beide bestellt, als sie einander nahetraten, und niemand konnte ahnen, daß etwas an ihnen sich ändern werde.

Aber es giebt noch Wunder! Max und Karoline schlossen sich einander an; sie wechselten immer eifriger Rede und Gegenrede, und nach vier Wochen trat das bedenkliche Symptom bei ihnen ein, daß sie möglichst oft zu zweien sein wollten, unbelästigt von neugierigen Zuhörern. Und konnten sie sich der Zeugen nicht erwehren, so pflogen sie doch Gespräche unter vier Augen, als ob sonst niemand für sie auf der Welt gewesen wäre. Sie hörte ihm leuchtenden Auges zu, wenn er ihr das neue Verfahren zur Beseitigung des Kesselsteines er-

klärte; er ließ sich von ihr Skizzen und ausgeführte Gemälde zeigen, stieß regelmäßig Rufe heller Bewunderung aus und fing an, sich zur bildenden Kunst, die er bislang ignoriert hatte, in ein persönliches Verhältnis zu setzen. Sie richteten sich auf einander ein, als ob sie verheiratet wären, und wer sie auf den ländlichen Spazierwegen sah, hätte sie für ein seit Jahren und Jahren vollkommen legitim vereinigtes Paar halten mögen — so wenig Brautschaft und so viel Ehe sprach aus dem Wesen der beiden.

Als der Herbst kam, geschah das, was die Eingeweihten erwartet hatten: er hielt um ihre Hand an. Daß sie ihm zuteil wurde, versteht sich von selbst. Drei Monate waren sie verlobt. Während dieser Zeit verbrachte Max jede freie Minute bei seiner Braut. Sie saßen beisammen in einer Fensternische oder in einer lauschigen Ecke, und hatten ewig zu flüstern, und verbargen ihren Ärger gar nicht, wenn jemand von der Familie sich in ihre Nähe drängte. Die guten Freundinnen der Braut zerbrachen sich ihre Köpfchen darüber, was Max an ihr gefalle; Max galt als wohlhabend, fast als reich, und deshalb einigte der weibliche Areopag sich dahin, daß er eine ganz andere Partie hätte finden können. Daß man ihn aus Liebe zum Manne nähme,

das leuchtete freilich kaum irgend jemand ein, denn Max wies wahrlich keine jener Eigenschaften auf, an denen ein Mädchenherz sich zu entflammen pflegt ... Als Freund des Hauses beobachtete ich das Brautpaar und ich gewann den Eindruck, als wäre jedes von ihnen über sein Liebesheil in erster Linie erstaunt; er und sie schienen es sich nicht glauben zu können, daß es auch ihnen gelungen sei, nicht nur zu lieben, sondern — was immer das Schwierigere ist — auch Gegenliebe zu erwecken. Täglich, stündlich schienen sie vor einem neuen Wunder zu stehen. In ihrem Glücke war etwas Verblüfftes, Fassungsloses. Zugleich konnte man in ihren Zügen gegenseitige Dankbarkeit entdecken. Und offenbar aus Dankbarkeit übten sie sich schon damals in einer Kunst ein, die ich später bei ihnen zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet fand: in der Kunst, eifersüchtig zu sein. Das war in diesem Falle nicht leicht, denn weder sie noch er hatte einen Anlaß zur Eifersucht; so blind konnte keines von ihnen durch die Liebe geworden sein, daß es ernstlich fürchtete, das andere übe nicht die vollste Treue. Offenbar wollten sie einander die Freude machen, durch die Blumensprache der Eifersucht zärtliche Neigung auszudrücken, offenbar wollten sie einander sagen: „Nicht nur, daß ich dich liebe, ich

hasse auch jeden Schimmer einer Nebenbuhlerschaft.“ Und sie hätten so ruhig dahinleben können! Niemand dachte daran, ihn ihr oder sie ihm zu entreißen . . . Aber sie wurden nicht müde, einander kleine Scenen zu machen, die in der letzten Minute mit ebenso feierlicher wie rührender Versöhnung schlossen, mit der Versicherung beiderseitigen blinden Vertrauens, welch letzteres aber nur vierundzwanzig Stunden anhielt, denn am nächsten Tag wiederholte sich das gewohnte Eifersuchtsschauspiel mit dem obligaten Versöhnungsfinale. Aber nicht nur, daß die beiden diese Kämpfe nicht müde wurden — sie fanden sie entzückend, sie sahen in ihnen eine köstliche Würze des irdischen Daseins, und als Max und Karoline schon längst verheiratet waren, führten sie das Eifersuchtsgeplänkel noch mit ungeschwächten Kräften fort. Mit dem Ausdrucke höchster Seligkeit vertrauten sie mir manchmal ihren süßen Jammer an: „Mein Mann ist so schrecklich eifersüchtig.“ — „Meine Frau ist so schrecklich eifersüchtig!“ Sie sagten das in dem Tone, wie man von einer köstlichen Errungenschaft spricht, und — darauf hätte ich schwören mögen — sie glaubten einander, sie bezweifelten gegenseitig ihre Eifersucht nicht einen Augenblick. Waren sie besonders gesprächig, so erzählten sie den ihnen Nahestehenden, was der andere

kriegführende Teil wieder an unerhörten Eifersuchts-kundgebungen geleistet, wie er oder sie wieder einmal ohne jeden Anlaß einen himmelschreienden Treubruch gewittert hätte — „grundlos natürlich" — fügte sie oder er, geschmeichelt oder verschämt lächelnd, hinzu, obzwar ohnehin niemand das Gegenteil vermutet hätte.

Max und Karoline suchten nicht viel Gesellschaft, sie langweilten sich nicht, wenn sie allein waren, sie brauchten keine Zeugen ihres Glückes. Wie ich die beiden kannte, setzte ich voraus, sie würden die Freund-lichkeit, Eifersucht zu markieren, bis an ihr seliges Ende betreiben. Aber nein, es kam anders, eine überraschende Wendung vollzog sich in Max und Karolinen: sie sind nach und nach wirklich eifersüchtig geworden. Zuerst suggerierten sie einander die Eifersucht, dann aber sich selbst. Das Feuer, mit dem sie früher spielten, hat sie seither wirklich erfaßt. So lange behaupteten sie, eifersüchtig zu sein, bis aus dem Spiel Ernst wurde. Jetzt fürchtet sie thatsächlich, daß die herrlichsten Weiber der bewohnten Erde mit fiebernder Ungeduld auf die Möglichkeit lauern, ihr ihren teuren Max zu entreißen; er ist jetzt thatsächlich überzeugt, die Blüte des zeitge-nössischen männlichen Geschlechts sei nur von dem einen Traum besessen, von Karoline unrechtmäßig Besitz zu

ergreifen. Wenn die beiden ein Restaurant, ein Theater, ein Konzert besuchen, bietet sich ihnen unbedingt ein Anlaß zur Eifersucht: er hat mit einer Dame, oder sie mit einem Herrn geliebäugelt — und sie sind doch beide so unschuldig, sie kokettieren mit niemandem und niemand kokettiert mit ihnen, und das ganze Kartenhaus, das ihnen zu schaffen giebt, besteht lediglich in ihrer Einbildung, niemand glaubt daran, als sie selbst. Dieses Kartenhaus, das sie im Anfang zum Zwecke gegenseitiger Huldigung errichteten — es ist für beide zum Märchenschlosse geworden, in dem sie ihr Glück gefunden haben, und wo sie am liebsten im traulichen Tête-à-tête hausen. Karoline hat die Malerei aufgeben müssen, denn eine Malerin gehört doch immer mehr oder minder der Öffentlichkeit an und muß hie und da sogar mit männlichen Kameraden in persönliche Berührung kommen. Max aber will seine Karoline für sich haben und nicht für die malenden Springinsfelde mit den langen Haaren, den Samtjoppen und den breitrandigen Schlapphüten . . . Dagegen darf Max keinen Klub mehr besuchen. Unterwegs vom und zum Klub lauert die Versuchung in verschiedensten Formen und Gestalten — wozu einen schwachen Erdensohn in Gefahr bringen?! — Und nun gar einen, der, wie

Karoline überzeugt ist, jeder Frau ins Auge stechen muß! Ich glaube: es ist nur aus Eifersucht, daß sie keine Kinder bekommen. Aber die Hauptsache haben sie erreicht: sie sind glücklich, wie nicht bald wieder ein Ehepaar.

Die intime Freundin.

An einem schönen Sommermorgen saß ich im „Café Walter“ in Ischl und genoß das, was verwegene Dichter „Mokka“ nennen, mit Wiener Zeitungen, als ein junger Mann, der, nach seinem wallenden Haupthaare zu urteilen, nur Pianist oder Zimmermaler sein konnte, auf mich zukam. Er war leider, wie ich mich bald überzeugte, kein Zimmermaler. Ob ich vielleicht ich sei, fragte er mich, und auf meine bejahende Antwort hin bemerkte er, er habe mich schon mehrmals in meiner Wohnung aufgesucht, ohne mich anzutreffen, und so habe er es wagen müssen, mich an dieser Stelle zu überfallen. An mir war es nun, ihn zu beruhigen, dann überreichte er mir einen Brief, der wörtlich also lautete: „Teurer Freund! Obwohl ich so lange nichts von Ihnen gehört habe, Sie Schlimmer, nehme ich doch Interesse genug an allem, was Sie betrifft, um zu wissen, wo Sie Ihre Ferien verbringen. Ich preise

den Zufall, der Sie heuer gerade nach dem herrlichen Ischl geführt hat. Mein teurer Freund Bronislaw Fagottini, der große Klavierspieler, macht eine Tournee durch die hervorragendsten Kurorte und will auch Ischl mit seinen köstlichen Leistungen entzücken. Ich bitte Sie im Namen der heiligen Freundschaft, dem großen Musiker hilfreich zur Seite zu stehen. Mit dem Herrn sage ich: Was ihr ihm thut, das habt ihr mir gethan. Es grüßt Sie herzlich Ihre getreue Minna Hartlieb."

Nachdem ich diese Zeilen durchgelesen hatte, machte ich offenbar ein sehr dummes Gesicht, und zwar begreiflicherweise, denn der Name „Minna Hartlieb" klang mir so fremd, als trüge ihn der erste Stenograph des Dalai-Lama. Ich prüfte genau den Briefumschlag. Die Adresse war unzweifelhaft die meinige. Einen Augenblick durchzuckte mich die Befürchtung, ich hätte das Gedächtnis verloren. Deshalb suchte ich behutsam, den Dingen auf den Grund zu kommen.

„Es freut mich," sagte ich dem Tasten-Tyrannen mit infam verbindlichem Lächeln, „Ihre Bekanntschaft zu machen. Wie befindet sich Frau Hartlieb? Sehen Sie sie oft? Wo genießt sie den Sommer?"

Der Fremde ward verlegen, errötete, schlug die Augen nieder. Eine kurze Pause entstand.

„Ich will Ihnen die Wahrheit gestehen,“ sagte er hierauf sehr gefaßt, „ich kenne Frau Hartlieb gar nicht.“

„Sie nennt Sie ausdrücklich ihren teuren Freund!“

„Liebenswürdige Redensart! Als ich mich auf Reisen begab, fahndete ich natürlich nach Empfehlungsbriefen an einflußreiche Leute. Ein mir wohlwollend gesinnter Kollege verschaffte mir mehrere Rekommandationen von Frau Hartlieb, die zu unzähligen öffentlichen Persönlichkeiten in überaus guten Beziehungen steht. Ich wollte der Dame mündlich meinen Dank sagen, traf sie aber nicht mehr in Wien an; sie hatte sich in eine Sommerfrische begeben. Sobald ich wieder daheim bin, werde ich natürlich nicht versäumen, meiner gütigen Beschützerin den gebührenden Dank abzustatten.“

Ich mußte mich zusammennehmen, um nicht hell aufzulachen. Frau Hartlieb entsendete also den einen teuren Freund, der sie nie gesehen hatte, an den anderen teuren Freund, der sie in seiner Erinnerung vergebens suchte! Um ihren Schützling nicht zu beschämen, enthüllte ich ihm nicht die Komik der Situation, versprach, mich seiner nach besten Kräften anzunehmen, und leistete ihm in der That einige Dienste.

Die Neugierde ließ mich nicht ruhen. Ich stellte

bei den in Ischl weilenden Wienern so lange die gründlichsten Nachforschungen an, bis ich erfuhr, wie Frau Hartlieb als Mädchen geheißen hatte. Und nun tauchte auch die Reminiszenz an eine Begegnung mit ihr auf. In einem der litterarischen Salons von Wien war ich ihr vier oder fünf Jahre früher vorgestellt worden. Nachher sah ich sie nicht mehr wieder. Ich ging auf weite Reisen, sie aber verheiratete sich, bekam — wie ich nun weiß — drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen, und wir hatten nicht den Schatten einer Berührung, bis sie sich an mich, als teuren Freund, brieflich nach Ischl wendete.

Dieses ihr Gehaben mutete mich so seltsam an, daß ich den Entschluß faßte, sie im Herbst in Wien aufzusuchen. Ein Recht dazu gab mir wohl der Ton, in dem sie an mich geschrieben hatte. Einer Getreuen darf der Teuere doch eine Visite machen. Wirklich war ich bei ihr, wurde aufgenommen, als hätten wir einander die ganze Zeit täglich gesehen und uns über jegliche Lebensfrage vertraulichst ausgesprochen. Seither habe ich meinen Besuch manchmal wiederholt, und ich muß gestehen, daß ich mich bei ihr niemals langweile, denn Frau Minna lernt man nicht aus, sie zeigt täglich und stündlich neue Seiten ihres merk-

würdigen Wesens. Sie ist „intime Freundin“ von Beruf, eine Freundschafts-Virtuosin, wie es vor ihr kaum noch eine gegeben hat. Ich schätze ihre Freunde auf etwa vierzigtausend. Vielleicht sind es mehr. Ich will eben nicht übertreiben. Freilich sterben hie und da einige, aber der stete Zuwachs überwiegt die Mortalität bei weitem, und da Frau Hartlieb derzeit erst sechsundzwanzig Jahre zählt, kann sie es noch zu einer Armee bringen, die manchem kleinen Fürstentume zum Stolz gereichen würde.

Ich bewundere Frau Minna, aber in die Bewunderung mengt sich immer etwas wie kalter Schauer vor einer unheimlichen, unbegreiflichen, übermenschlichen Erscheinung. Wie macht sie es, die Freunde beiderlei Geschlechtes und verschiedenster Lebensstellung, Thätigkeit, Altersstufe und Bildungsschichte nicht mit einander zu verwechseln, wie hält sie sie auseinander, wie richtet sie es ein, den Tenoristen nicht für einen Afrikareisenden, den Lyriker nicht für einen Kanonenfabrikanten anzusehen? Man wird sagen, sie habe ein sicheres Namensgedächtnis. Zugegeben; aber das kann ihr nicht viel nützen, denn sie liebt es, die Leute mit dem Taufnamen zu nennen, und es giebt z. B. so massenhaft berühmte Leute, die alle auf „Richard“ hören!

Gleich bei Gelegenheit des erwähnten ersten Besuches, den ich ihr abstattete, überkam mich ein Gefühl ehrfurchtsvollen Schreckens vor diesen unentwirrbar verzweigten Freundschaftsverbindungen. Sie hatte auf einem Tischchen einen Pack noch unaufgeschnittener neuer Bücher und einen Stoß noch uneröffneter Briefe liegen.

„Haben Sie Pauls neue Novelle gelesen?“ fragte sie leichthin.

„Paul? Paul? Entschuldigen Sie, gnädige Frau . . .“

„Ach so! Ich meine Paul Heyse. Wir waren einmal in Sorrent beisammen, und seither schickt er mir jedes seiner neuen Werke.“

Sie musterte die Bücher flüchtig und wandte sich wieder an mich: „Ah, auch ein neues Schauspiel von Paul . . .“

„Hat Heyse auch ein Stück . . .“

„Nein, nein, Paul Lindau! Ein köstlicher Mensch! Im vorigen Winter speiste er einmal bei mir; jedes Wort geistreich und witzig.“

Und Minna kennt all diese Celebritäten wirklich. Nachträglich hat ja auch Bronislaw Fagottini sich ihr vorstellen müssen, und jetzt bringt er ihr jeden Musiker,

der nach Wien kommt. Frau Minna bemüht sich, jeder zeitgenössischen Celebrität einen Dienst zu erweisen, und als Einleitung zu intimen Freundschaftsbündnissen richtet sie Briefe an die Leute, so enthusiastische und dabei — das muß der Neid ihr lassen — so interessante Briefe, daß sie immer auf Antwort rechnen kann. Sie steht mit Röntgen wegen seiner Strahlen, mit Nansen wegen seines Nordpols in Korrespondenz. Dabei nimmt sie an den Angelegenheiten aller berühmten Männer und Frauen Europas und der übrigen Weltteile den wärmsten Anteil. Sie regt sich über König Menelik auf, und wenn sie an die geschwächte Gesundheit der großen Tragödin Duse denkt, findet sie Nächte hindurch keinen ruhigen Schlaf. Sie fragt Adolf Wilbrandt mit Besorgnis telegraphisch (zehn Worte Antwort bezahlt), ob er sich von seiner letzten Erkältung schon völlig erholt hat, und Munkácsys Gemahlin muß ihr Auskunft geben über das Befinden des Meisters.

Da auch für Frau Minna der Tag bloß vierundzwanzig Stunden zählt, vermag ich es nicht zu fassen, wie sie das gigantische Freundschaftsmaterial bewältigt. Und sie legt eine geradezu bureaukratische Genauigkeit und Pünktlichkeit an den Tag. Rückstände kommen bei ihr nicht vor. Alles wird prompt erledigt, wie in

einem Amte. Sie thut sich auf ihre expeditive Arbeitskraft nichts zugute; still und bescheiden, als vollbringe sie etwas Selbstverständliches, führt sie das Unglaubliche aus. Im Laufe einer Konversation enthüllte sie mir einmal das Programm eines Tages. „Morgen,“ meinte sie, „habe ich ziemlich viel zu thun. Vormittags will Goldmark mir einiges aus seiner neuen Oper vorspielen, nachmittags Fulda, der sich auf der Durchreise hier befindet, sein neues Märchenspiel vorlesen. Auf zwölf Uhr habe ich mir mit Sonnenthal und seiner Tochter ein Rendezvous im Künstlerhause gegeben, wo ein Bild von Fritz ausgestellt ist . . .“

„Fritz?“

„Nun ja, von Uhde. Um fünf Uhr Thee bei Adele . . .“

„Adele?“

„Bei Adele Strauß, der Gattin von Johann Strauß.“

„Werden Sie denn mit alledem fertig werden?“

„Da seien Sie ohne Sorge. Wenn man sich seine Zeit vernünftig einzuteilen weiß, kann man viel, sehr viel leisten. Abends Punkt sieben Uhr muß ich im Burgtheater sein; ich habe Sudermann mein Wort gegeben, seiner Premiere beizuwohnen und ihm unmittel-

bar nach der Aufführung meine Meinung ausführlich zu telegraphieren.“

Ich bat Frau Minna, einen Augenblick inne-zuhalten, denn mir schwindelte. Ich mußte mich ein wenig sammeln, bevor ich weiter zuhören konnte. Sie aber behielt ihr ruhiges Lächeln bei und begriff nicht, daß mir diese Tagesordnung sehr turbulent erschien. Während ich von ihren Mitteilungen ausruhte, machte sie einen Sprung in die Küche, um nachzusehen, ob die Köchin nicht wieder den Entenbraten verderbe, wie neulich, als ihr Freund Brahms bei ihr zu Mittag aß. Dann kam sie wieder, erinnerte sich, daß sie Oskar Blumenthal zu seinem Geburtsfeste per Draht beglück-wünschen müsse, fertigte in meiner Gegenwart ein kurzes Telegramm aus, dem sie, ohne nachzufragen, Grüße von mir beifügte, und als das geschehen war, erzählte sie mir, daß sie zum Bahnhofe fahren müsse, um ihren Mann, der aus Berlin heimkehre, abzuholen. Dieser Mann ist Ingenieur. Mehr weiß ich nicht über ihn, und mehr wissen auch die Eingeweihtesten nicht. Man sieht ihn selten in seinem Hause. In den seltenen Fällen macht er den Eindruck eines stillen, freundlichen und sogar glücklichen Menschen. Auf freundschaftliche Ver-bindungen scheint er keinen Wert zu legen; das besorgt

sie allein. Merkwürdigerweise hat das Paar, wie gesagt, Kinder. Man muß staunen, wie Frau Minna die Muße fand, sie zur Welt zu bringen.

Die „intime Freundin“ ist am glücklichsten, wenn sie sich einzelnen aus der ihr befreundeten Heerschar nützlich zu erweisen vermag. Droht irgendwo eine Scheidung, so kommen Mann und Frau zu ihr, um sich das Herz auszuschütten — vorausgesetzt, daß einer der beiden Teile sich eines Schimmers von Berühmtheit oder wenigstens Notorietät erfreut. Ist gar ein Paar im Spiele, wo beide Hälften berühmt sind, so kennt der Eifer meiner Minna keine Grenzen. Sie setzt alles daran, die Eheleute zu versöhnen, sie zieht zur Wiedervereinigung ihrer intimen Freunde nötigenfalls noch andere intime Freunde als Hilfskräfte heran, und gelingt ihr das schwere Werk, so gewinnt sie die freudige Empfindung, daß ihr Erdendasein einen Inhalt hat. Wird die Scheidung trotz aller Vermittlungsversuche zur Thatsache, so nimmt Frau Minna die arme Freundin für eine Woche oder auch für längere Zeit zu sich, beherbergt und bemuttert sie, bis alles geordnet ist . . . Der noch unerhörte Anbeter einer Sängerin jammert Frau Minna so lange an, bis diese verspricht, sie werde der Sängerin zureden, ihn zu hei-

raten. Kommt die Heirat zu stande, so schwimmt Frau Minna in eitel Rührung, und weder bei der Trauung, noch beim Hochzeitsmahle darf sie fehlen — handelt es sich doch um zwei Intime, und da die jungen Leute Aussicht haben, sich zu vermehren, winkt Frau Minna die Hoffnung, daß sie auch mit einer kommenden, mit der nächsten Generation intim befreundet sein wird.

Frau Minna ist nur allein, wenn sie schläft, und auch da versammelt sie — davon bin ich fest überzeugt — ihre Getreuen und Teuren um sich. Die letzten zwei Male, als ich sie besuchte, verblüffte sie mich, so sehr ich bei ihr auch auf Ungewöhnliches gefaßt bin, durch die Kunst, in jeder Situation den Verkehr mit ihren Freunden zu betreiben. Das eine Mal war sie eben im Fortgehen begriffen. „Ich muß zu Angeli, der mich durchaus porträtieren will. Sie können mich aber zu ihm begleiten, er hat schon seit Langem den Wunsch, Sie kennen zu lernen.“ Und zum Stubenmädchen gewendet: „Wenn Alfred Grünfeld kommt, sagen Sie ihm, daß ich bei Angeli bin, er soll auch dahin kommen . . .“ Ein zweites Mal sah ich sie an ihrem Schreibtische, eifrig die Feder führend. „Entschuldigen Sie mich, wenn ich noch eine Viertelstunde arbeite; ich schreibe einen Roman und will eben

ein Kapitel beendigen. Sie können sprechen — das stört mich nicht . . ."

„Einen Roman?"

„Ja, mein Freund Bonz in Stuttgart wird ihn verlegen ... Zünden Sie sich eine Cigarette an, liebster Freund . . . Sind vortrefflich. Ein Geschenk von Achmed Mohamed Pascha in Konstantinopel — Sie wissen ja!"

Ein sonniges Gemüt.

Nach der ersten Aufführung seines dreiaktigen Lustspieles: „Die eiserne Tante“ war es, daß ich einen Einblick in sein ganz und gar eigenartiges Innere gewann. Das Stück hatte dem von Hause aus sehr wohlwollend gestimmten Publikum trotz einer vorzüglichen Darstellung entschieden mißfallen; von Akt zu Akt steigerte sich der Mißerfolg; wären noch ein vierter und fünfter Aufzug gewesen, man hätte etwas Merkwürdiges erlebt. Nachdem der Vorhang zum letztenmale niedergegangen war, herrschte jene Friedhofstille, die viel grausiger wirkt, als der heftigste Sturm der Ablehnung, eine Stille, als wäre gar nicht gespielt worden, als wäre überhaupt nichts geschehen. Wenn ein Autor ausgezischt wird („angeblasen“, sagen die Theaterleute), so wittert er Intriguen und sieht seine persönlichen Feinde als Anstifter des Skandals an. Geht die Zuhörerschaft aber stillschweigend über eine Novität

zur Tagesordnung über, so fühlt der Betroffene sich bei lebendigem Leibe tot, eingesargt, beerdigt, und wenn er sich nachts zu Bette legt, mag er über sich einen geschmackvollen Grabstein mit sinniger Inschrift aufgerichtet wähnen.

Das Schicksal der „Eisernen Tante“ betrübte mich, denn ich kannte den Verfasser aus dem Kaffeehause her, wo alle erdenklichen Gattungen Litteratur sich zu versammeln pflegten, und wo er schon seit mehreren Jahren bemüht war, mir kleine Höflichkeiten und Gefälligkeiten zu erweisen. Verstimmt, als hätte ich einen meiner eigenen theatralischen Durchfälle erlebt, schlich ich mich aus dem Hause. Da — es war ein wahrhaft peinlicher Moment! — kam Alfred Hergen, der totgeschwiegene Dramatiker, mir in den Weg. Ihm auszuweichen, war meine erste Regung, denn ich wußte nicht, wie ihn trösten; und lügen, ihm weißmachen, das Stück hätte mir gefallen — dazu wollte ich mich umsoweniger bequemen, als Alfred selber ja am besten wissen mußte, was ihm widerfahren war. Aber anstatt auf meine Vermeidungstaktik einzugehen, eilte er auf mich zu. „Nun,“ sagte er, „sind Sie zufrieden?“ Ich sah ihn erstaunt an. Auf seinem Gesichte lag nicht die geringste Spur von Verzweiflung. „Ganz zufrieden,“ antwortete

ich mechanisch, um irgend etwas zu antworten. „Ich auch.“ Pause. Auf seiner Seite Gleichmut, auf der meinen Verwunderung.

„Ich weiß recht wohl,“ fuhr er dann fort, „daß keine Beifallskundgebungen sich einstellten. Aber durch so etwas darf man sich nicht täuschen lassen. Auch die Stimmung der Darsteller ist nicht maßgebend; der Schauspieler sucht eine Rolle und kein Stück; findet er die Rolle nicht, so gilt ihm das Stück für verpfuscht. Nur der Autor weiß, ob sein Werk etwas taugt oder nicht. Selbstkritik ist das erste Erfordernis für einen Kritiker.“

„Sie meinen lobende Selbstkritik?“

„Nein, nur wohlwollende, die sich durch mißliche Zufälle nicht irremachen läßt. Ich halte mein Lustspiel für gut, und das genügt mir.“ Pause Nummer zwei. „Wir speisen miteinander, nicht wahr?“ fragte Alfred hierauf. „Mit Vergnügen.“

Und so saßen wir alsbald beisammen, ich vorwiegend erstaunt, Alfred mit der Fröhlichkeit eines Mannes, der soeben einen Sieg errungen hat auf irgend einem Gebiete; er aß und trank, was das Zeug hielt, lobte das Beefsteak, ergötzte sich an dem mildblonden Pilsener Bier und ließ sich — wenigstens so lange

unser Symposion dauerte — nicht das kleinste graue Haar wachsen. Aus Rücksicht wollte ich anfänglich vermeiden, von der „Eisernen Tante“ zu reden. Aber Alfred machte den Anfang mit dem — wie ich irrtümlich geglaubt — bedenklichen Thema, und er ließ es durch mehr als drei Stunden nicht los. Mit edler Beredsamkeit setzte er mir alle Schönheiten des Stückes auseinander. Ganz besonders, versicherte er, hätte der zweite Akt ihm gefallen, und zwar aus gutem Grunde: die interessante Handlung und der fein zugespitzte Dialog wirkten da im Vereine. Daß das Publikum gerade über die heitersten Stellen mit teilnahmsloser Kühle hinweggegangen, das beweise nur, wie wenig Menschen Sinn für echten Humor besäßen; daß dagegen einige ernst gemeinte Einzelheiten belacht wurden, spräche nicht gegen den Autor, sondern gegen die Zuhörer. Und übrigens wären die Besucher einer Premiere nicht maßgebend; da kämen die blasiertesten Leute zusammen, Leute mit überreiztem Gaumen und übersättigtem Magen. Bei folgenden Vorstellungen werde die „Eiserne Tante“ ganz anders wirken. Man werde noch Wunder sehen!

Am Morgen nach der Erstaufführung wurde Alfred von den Kritikern sozusagen in der Luft zerrissen — nur vorläufig, nur in ein paar Zeilen. Am zweiten Morgen

folgte die ausführliche Hinrichtung. Man hätte einen Preis ausschreiben können auf einen selbstbewußten Hund, der einen Bissen Brot von ihm angenommen hätte. Ich setzte voraus, Alfred hätte sich, um keinen Bekannten in den Weg zu kommen, mittelst Separatzuges nach Ostafrika begeben. Aber ich kannte ihn damals noch schlecht! Als ich wieder ins litterarische Kaffeehaus kam, saß er guter Dinge an seinem gewohnten Platze. „Na, haben Sie die Kritiken gelesen?“ nahm er mich ins Verhör. „Allerdings. Wer sich in die Öffentlichkeit wagt, darf nicht empfindlich sein.“ — „Es geht nichts über eine unabhängige Kritik! Nur keine Lobhudelei. Unsere bedeutendsten Kritiker haben mich ernst genommen; das ist sehr viel. Übrigens war in den an und für sich sehr strengen Besprechungen auch viel Freundliches enthalten.“ — „Ich habe vielleicht nicht genau gelesen . . .“ Alfred zitierte nun mit freudestrahlenden Augen ein mitleidig wohlwollendes Wort, mit dem eine Flut von vernichtendem Tadel abschloß. Und auch wo dieses Wort gar nicht mildernd und versüßend beigemengt war, wußte er es mit verblüffender Geschicklichkeit zwischen den Zeilen zu finden. Torquato Tasso konnte, unmittelbar nachdem er die Dichterkrönung erfahren hatte, nicht froheren Gemütes sein.

Seither verfolge ich Alfreds Thun und Lassen mit der Teilnahme, die ein Entomolog für einen merkwürdigen Käfer in sich verspüren mag. Und ich muß gestehen: er verlohnt das Studium, das ich an ihn wende, denn er offenbart täglich neue Seiten seines Wesens, und wenn ich glaube, ihn schon bis auf den Grund zu kennen, so kommt wieder etwas Nochnichtdagewesenes zum Vorscheine. Aber es sind eigentlich doch nur zahllose Spielarten eines und desselben Themas. Alfred Hergen ist farbenblind; für ihn giebt es kein Schwarz; die Natur hat ihm rosenfarbige Brillen mit auf den Daseinsweg gegeben, er wird sie nicht los, er sieht in ihrem Lichte alles angenehm umschimmert; in einer Stunde der Vertraulichkeit kennzeichnete er sich selbst mit einer gewissen Zärtlichkeit als sonniges Gemüt.

In der That muß man ein taghell leuchtend, glühheiß sonniges Gemüt sein, um schier gewaltsam Freude und Zufriedenheit auch aus dem dürrsten Gestein herauszuschlagen. Alfred hat in der Ausübung der ihm angeborenen Sonnigkeit geradezu Virtuosität erreicht. Mit Geduld und Fleiß ist eben alles möglich! Manchmal überrascht er Einen geradezu durch die Findigkeit, mit der er über alle Steine des Anstoßes hinwegvoltigiert, um sich schließlich aus einer Scheinursache immer wieder

herzlich freuen zu können. . . . Als ein uns beiden gemeinsamer Freund seine silberne Hochzeit feierte, waren Alfred und dessen Gattin nicht eingeladen. Diese Gattin war offenbar ins Weltall gesetzt worden, um als Seitenstück zu Alfred zu blühen. Sie ist, wenn möglich, noch um fünf bis sechs Perzent sonniger als Alfred, und wo selbst er nahe daran kommt, ein Haar in irgend einer Suppe zu finden, da hilft sie mit ihrer großartigen Begabung für unheilbare Selbsttäuschung aus . . . Alfred selbst erzählte mir, daß jener Freund ihm keine Einladung geschickt habe. „Aber das macht nichts," fügte er hinzu, „ich weiß ja doch, wie er es mit mir meint, und daß er mich herzlich lieb hat. Wenn er gerade uns übergeht, so thut er dies, weil in seiner Wohnung Mangel an Raum herrscht, und den Intimen gegenüber braucht er sich keinen Zwang aufzuerlegen — Zeremonien macht man nur mit Fernestehenden. — Das Diner findet gar nicht in der Wohnung, sondern im „Grand Hotel" statt." — Da warf Frau Hergen ein: „So ist ja alles erklärt. Was man nicht im eigenen Heim, am häuslichen Herde veranstaltet, das hat für die nächsten Freunde keinen Wert. Ins Hotel wollten sie uns offenbar nicht bitten." Und so zeigten sie sich mit dem Vorgehen der Silber-Hochzeiter ganz und gar

einverstanden, fanden nichts daran auszusetzen und erzählten aller Welt jubelvoll von dem bevorstehenden Ehrentage des lieben, lieben Paares, und daß sie sehr wohl wüßten, weshalb sie nicht eingeladen wären.

Wenn ein Bekannter Alfred auf der Straße nicht grüßt oder für einen Gruß nicht dankt, so bedauert das sonnige Gemüt ihn wegen seiner Kurzsichtigkeit, oder lacht darüber, daß der teure Freund zu zerstreut sei, um jemand zu erkennen. Beantwortet ein anderer einen Brief Alfreds nicht, so läßt dieser sich mit seinen Bemerkungen darüber aus, daß so viele Menschen, die des Sprechens niemals müde werden, vor dem Briefschreiben eine förmliche Scheu haben und sich nicht entschließen können, auch nur ihren dringendsten Korrespondenzpflichten zu genügen. Grobheiten im mündlichen Verkehr verfangen bei Alfred nicht. Er mißversteht sie entweder als Freundlichkeiten, oder — wenn diese Auffassung sich als absolut unthunlich erweist — erklärt den Grobian für nervös und Unhöflichkeit für das erste Symptom der bedauernswerten Neurastheniker, die man immer mit Schonung behandeln müsse. Wenn man ihn lange im Vorzimmer stehen läßt, bewundert er die Reize des Kleiderständers und bedauert, daß im Zimmer drinnen ein lästiger Besuch den Hausherrn

oder die Hausfrau aufhält. Aber er verbessert sich rasch und meint, es brauche nicht durchaus ein lästiger Besuch zu sein — gewiß eine dringende Besprechung — eine wichtige Angelegenheit — etwas Unaufschiebbares. Mit sich selbst ist er stets zufrieden. Wenn er nicht immer als Gentleman handeln kann, so begründet er mit dem milden Lächeln eines überlegenen Weltweisen, was ihn davon abhalte, ja abhalten müsse. Er sagt weder sich noch anderen etwas boshaftes nach. Wie er versichert, ist jeder Zeitgenosse mit einer Begabung gesegnet. Und übt jemand eine Kunst oder sonst eine Thätigkeit aus, ohne dazu berufen zu sein, so hat Alfred flugs die Entschuldigung bei der Hand: „Du lieber Gott! Es kann nicht jeder ein Genie sein. Da nehmen Sie z. B. meine Frau! Ich habe sie für Litteratur abgerichtet, ohne daß sie dafür begabt ist; zuerst hat sie kleine Sachen geschrieben, jetzt schreibt sie schon größere, und mit der Zeit wird sie ganz große machen. Warum soll also der A oder der B nicht ohne Talent die Schriftstellerei betreiben?“

Alfred ist infolge seiner Sonnigkeit, an die man sich allerdings erst langsam gewöhnen muß, eigentlich ein recht liebenswürdiger Kumpan, nicht übelnehmerisch, unmöglich zu beleidigen, ein Meister in freundlicher

Deutung dessen, was man ihm sagt oder thut. Schwingt man sich zu einer Unhöflichkeit gegen ihn auf, so hört er das Scherzhafte daran und versichert, der Einfall sei derb aber lustig. Mit Vehemenz erweist er einem Gefälligkeiten, auch solche, die man nicht verlangt, oft solche, die man sich lieber nicht erwiesen sähe. Merkt er etwas davon, daß seine Dienstwilligkeit keinen Dank findet, so beeilt er sich, zu sagen: „Ich dachte mir ohnehin, daß Sie damit nicht einverstanden sein werden.“ Er betrachtet sich uns am meisten für die Dienste verpflichtet, die er uns geleistet hat. Sein sonniges Gemüt gefällt sich in der Rolle des Gläubigers. Wenn es tüchtig stürmt, versichert er mit Überzeugung: „Dann tritt wieder Windstille ein.“ Und über einen Gußregen tröstet er uns — denn er selber bedarf nie eines Trostes — mit der sicheren Erwartung eines bald zu erwartenden, goldigen Sonnenscheins. Frau Hergen aber faßt ihre Ansicht über diese ewigen Fragen in die Worte zusammen: „Du hast recht, Alfred.“

Eine glückliche Familie.

Hie und da passiert es mir, daß eine unverstandene Frau, die sich den Luxus erlauben darf, in einer elegant eingerichteten Wohnung unglücklich zu sein und diesen ihren Zustand täglich zwischen vier und fünf Uhr nachmittags einigen Freunden zu deklarieren — hie und da passiert es mir, daß eine solche Dame mir seufzend offenbart: „Es giebt kein Glück auf Erden!" Da ich nicht mehr in dem Alter stehe, in dem die Weiber sich vor einem als unglücklich gebärden, weil sie hoffen, man werde Mittel finden, sie glücklich zu machen, bedeutet eine Exclamation der gedachten Art in der Regel nur die Einladung zu einem Wortgeplänkel, zu einer sogenannten geistreichen Unterhaltung. Und hat eine solche Konversationssüchtige dich einmal beim Schopfe, so läßt sie dich nicht so bald los! Du mußt, ob du willst oder nicht, ein Gespräch über Menschenglück führen, und erst wenn ein neues Opfer am Boudoir-

horizont auftaucht, darfst du dich in den Ruhestand versetzen oder den Kriegsschauplatz verlassen. Wenn aber jemand anders als eine unverstandene Frau mir mit der pessimistischen Phrase kommt, es gebe keine bedingungslos glücklichen Menschen, dann diene ich rasch mit einer Widerlegung und erkläre feierlich: „Ich kenne ein ganzes Haus voll bedingungslos glücklicher Menschen, und damit man sich von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugen könne, mache ich die Leute ausdrücklich namhaft: es ist die Familie Windhuber in Wien."

Allen Ernstes: Windhubers gehören zu den Sonntagskindern, denen die Sonne eines überaus gütigen Geschickes leuchtet. Verspüre ich manchmal eine leise Anwandlung von Pessimismus, das Herannahen einer trüben Stimmung, den Schatten einer Unzufriedenheit, so thue ich das Beste, was ich thun kann: ich eile zu Windhubers, erquicke mich an deren Glück und banne die schwarzen Fittige, die sich rauschend mir zu Häupten niederlassen wollten.

Im Anfange kannte ich nur Herrn Franz Windhuber. Aus dem Kaffeehause, wo wir Wiener einander am leichtesten kennen lernen. Man sitzt an einem Tischchen, man borgt sich vom Nachbar das Abendblatt, man fängt damit an, Kritik und Diagnose der Wit-

terungsverhältnisse auszutauschen, und eines Tages sagt man „Du“ zu einander und macht Besuche am häuslichen Herd. Franz Windhuber also trat mir als Kaffeehausbekanntschaft näher. Er weihte mich bald in seine Lebensgeschichte ein. In der Jugend war er Staatsbeamter; nachdem er aber einen Onkel heftig beerbt hatte, nahm er seinen Abschied, und nun lebte er ganz — seiner Familie, bestehend aus der verwitweten Mutter, zwei Schwestern und drei Brüdern — alles ledig, vollkommen ledig. Franz wurde nicht müde, mir die Vorzüge seiner Mutter und seiner Geschwister zu rühmen. „Wir gehen ineinander auf,“ versicherte er mir, „unser Heim bedeutet uns die Welt.“ Zu wiederholtenmalen lud er mich ein, ihn und seine Leute zu besuchen. Ich fand mich lange nicht angeregt, dieser freundlichen Einladung zu folgen, bis Franz im Kaffeehaus „zum blauen Leoparden“ einmal solche Nachklänge vom Familienjubel hören ließ, daß ich mich entschloß, meine Schritte nach dem neidenswerten Windhuberschen Paradiese zu lenken und mir diese Jubelvirtuosen einmal in der Nähe zu betrachten. Mein Freund hatte mir gesagt, er sei in besonders froher Laune, weil Bertha, seine Lieblingsschwester, am Abend vorher einer großen Gefahr entgangen war; er hatte mit ihr das Opern-

haus besucht, nach der Vorstellung seien sie beide in ein Wagengedränge geraten, und Bertha, die seinen Arm einen Augenblick losließ, wäre unfehlbar überfahren und dabei getötet worden, wenn er sie nicht mit übermenschlicher Gewalt fortgeschleppt und gerettet hätte.

Die ganze Nacht hindurch habe die Familie vor Aufregung nicht geschlafen, zu Mittag sei ein solennes Festessen veranstaltet worden, mit Champagner natürlich, und am Abend sollte ich nun so lieb sein, an dem Freuden-Souper teilzunehmen. Dieser Zwischenfall verfehlte nicht, mich ein wenig zu rühren — ich war eben noch ein Neuling in Windhuberschen Angelegenheiten.

Selbigen Abend fand ich mich bei Windhubers ein mit ein paar Blumen für Fräulein Bertha, die dem Tode Entronnene. Vor froher Irritation ließen die sieben Personen einander nicht zu Worte kommen, oder vielmehr, die Sieben jubelten gleichzeitig so lärmend, daß man keine einzelne Stimme aus dem Septett heraushörte. Sie schienen aber an diese Art der Unterhaltung gewöhnt zu sein, denn das Tohuwabohu störte ihnen den Appetit nicht im mindesten. Ich, als der einzige Fremde, durfte gar nichts reden, aber mitjubeln durfte und mußte ich, und da ich das wacker besorgte, bin ich seither noch oft als Gast zu Windhubers ge-

beten worden. Freilich hat sich im Laufe der Zeit meine Ansicht über Episoden, wie Fräulein Berthas Rettung erheblich geändert. Schon bei Gelegenheit jener ersten Einladung wollte mir scheinen, als sei das Leben der jungen Dame nicht wirklich gefährdet gewesen, als übertreibe der liebevolle Bruder sowohl die Schwere der Gefahr wie das Verdienst der von ihm vollzogenen Rettung, und als wiege Fräulein Bertha sich geschmeichelt auf den sanften Wogen dieser Episode. Später stellte ich fest, daß die Mitglieder der Familie Windhuber nie von einer Theatervorstellung, einem Konzerte oder sonst einer abendlichen Veranstaltung heimkehrten, ohne daß einem der Heimgekehrten — zumeist dem weiblichen Teil — das Leben in wunderbarer Weise gerettet würde. Mama Windhuber darf, obwohl sie noch recht rüstig ist, Abends überhaupt nicht aus dem Hause gehen, denn selbst wenn die bösen, bösen Wagen nicht wären, kann eine Dame sich leicht erkälten, und aus Erkältungen entstehen die schwersten Krankheiten. Mama Windhuber sieht sich gezwungen, Abend für Abend daheim zu bleiben; nur selten murrt sie gegen diese Bestimmung, zumeist ist sie tief bewegt über die Sorgfalt, mit der man sie umgiebt, und wenn sie darauf zu sprechen kommt, versäumt sie nicht, Thränen

der Rührung zu vergießen. „Wo wäre ich schon längst,“ hörte ich sie sich äußern, „wenn meine Kinder mir nicht das Leben gerettet hätten.“ Die sechs Kinder wehren diese Anerkennung bescheiden ab. Wenn von Lebensrettung die Rede sei, könne solch eine heroische Handlung nur der Mutter zugeschrieben werden, denn ohne ihre unversiegliche Zärtlichkeit hätten die Kinder sich nicht gedeihlich entwickeln können, zumal da sie alle in der ersten Kindheit kränklich waren. — Zuweilen ersahen je sechs sich ein Siebentes als besonderes Objekt aus, und dieses Siebente wurde dann mit Lob und Preis beschossen, wie der heilige Sebastian mit Pfeilen. Ich war einmal Zeuge, wie die Reihe an Franz kam. Sein Bruder Theodor hob hervor, daß es gewiß auf der ganzen Erde einen Bruder wie Franz nicht wieder gebe, denn wäre Franz nicht, so hätten die Schwestern Bertha und Mathilde sich vielleicht verleiten lassen, zu heiraten, — vielleicht einen ihrer Unwürdigen zu heiraten, jemand, der sie nicht beglückt, der ihnen den Zauber des Vaterhauses nicht ersetzt hätte. Und Bertha und Mathilde zogen ihre Schnupftücher, schneuzten sich sanft, trockneten sich die feucht gewordenen Augen und flöteten gemeinsam: „Der gute Franz! Er hat uns gerettet!“

Ich weiß die Familie Windhuber nicht besser zu bezeichnen, als wenn ich sie eine freiwillige Rettungsgesellschaft nenne. Sie hat es in der Kunst der gegenseitigen Rettung aus Situationen, die nur in ihrer Einbildung bestehen, oder die sie willkürlich aushecken, fabelhaft weit gebracht. Glaubt man, sie sei schon mit allen erdenklichen Rettungen zu Ende, so erscheint eine neue auf der Tagesordnung. Sie sind einfach unerschöpflich. Sie retten einander fortwährend, und auch die zwei Jüngsten, Carl und Heinrich, leisten in diesem Fache schon Respektables. Heinrich, der erst zehn Jahre zählt, pflegt die Mutter vom Magenkrebs zu retten, indem er sie zu Mittag beschwört, die Suppe nicht so heiß, wie sie aufgetragen wird, zu genießen.

Wer oberflächlich urteilt, mag zu dem Irrglauben verleitet werden, daß die sieben Retter einander nicht immer nur Günstiges erweisen. Bertha und Mathilde verwelken als alte Jungfern. So oft ein Bewerber sich zeigt, warnen Mutter und Brüder die Mädchen krampfhaft, halten sie vom Rande des Eheabgrundes zurück, in den sie so leicht stürzen könnten — ist das Befreiungswerk gelungen, dann sinken sie alle einander selig in die Arme. Die beiden Mädchen sind gerettet, zugleich aber auch ihre ansehnlichen väterlichen Erb-

teile, auf die so ein schnöder Freier vielleicht spekuliert, und die nun, wenigstens in der Form des jährlichen Zinsenertrages, der Familienkasse gewahrt bleiben.

Windhubers finden unglaublich oft zwingende Gründe, Familien-Diners und Soupers einzunehmen. Ereignet sich in Spanien ein Eisenbahnunfall, bei welchem Menschenleben zu beklagen sind, so beglückwünschen Windhubers einander dazu, daß sie diesen spanischen Zug nicht benützten. Und der jugendliche Carl erhebt sich und hält einen Toast, in welchem er speziell die Rettung Bruder Franz' feiert, der einmal die Idee geäußert habe, die Alhambra zu besichtigen, und der also gerade in diesen Unglückszug hätte geraten können. „Es ist nicht auszudenken!" ruft Mama Windhuber, die zu jeder Jahres- und Tageszeit, auch ohne Ursache, weinen kann. Erdbeben, Schiffbrüche, Windhosen, Ausbrüche feuerspeiender Berge, Feuersbrünste, Überfälle durch Räuber und andere Katastrophen machen auf die glückliche Familie nachhaltigen Eindruck, denn bei jeder Katastrophe hätte ja eines ihrer Mitglieder beteiligt sein können. So oft einige Angehörige für eine halbe Stunde ausgehen, fühlen die Zurückgebliebenen sich verpflichtet, in Angst zu sein und der Rückkehr der außer Hause Weilenden mit Zittern und Beben

entgegenzusehen. Diese Rückkehr wird nachher so aufgefaßt, daß nun die schlimmste Gefahr wieder vorüber sei, und daß über die Windhubers denn doch ein eigener guter Engel zu wachen scheine, der Windhubersche Spezialengel ... Boshafte Klatschmäuler, wie es deren sogar in Wien giebt, behaupten, die Windhubers seien eine Gesellschaft heuchlerischer Erbschleicher, die sich mit ostensibler Zärtlichkeit aneinanderketten, damit kein Heller in fremde Hände gelange; aber auf solche Verleumdungen muß man nicht achten. Mama Windhuber, Bertha, Mathilde, Franz, Theodor, Carl und Heinrich Windhuber sind auf der Welt, um einander nicht nur zu lieben, sondern auch in hingebungsvoller Liebe zu retten — und man weiß, wie vielfach bedroht ein Sterblicher auf Schritt und Tritt ist, wie vielfach eine glückliche Familie in die Lage kommt, sich als freiwillige Rettungsgesellschaft — mit beschränktem Wirkungskreise allerdings — zu bethätigen.

Das Glück, arm zu sein.

(Märchen.)

Seit Jahren war ich zu der Überzeugung gelangt, daß Reichtum nicht glücklich macht. Armut, verbunden mit Arbeit — so hatte ich von berufener Seite unzähligemale verkünden gehört — verschaffe dem Menschen das höchste aller Wonnegefühle, die edelste und dauerndste Befriedigung. So kam es denn, daß in meiner Brust der Wunsch entstand, die Freuden der durch Plage versüßten Dürftigkeit durchzukosten. Aber auf gewöhnlichen, ausgefahrenen Wegen war dieses lockende Ziel nicht zu erreichen; darum wendete ich mich an die Fee, die bei meiner Geburt assistiert und mir anheimgestellt hatte, in den allerdringendsten Fällen ihre Machtvollkommenheit in Anspruch zu nehmen. Des fruchtlosen Sehnens müde, rief ich sie herbei und setzte ihr meinen Wunsch auseinander. „Wenn du mir gütig gesinnt bist, so laß mich arm sein und lade

irgend eine Robot auf meine Schultern!" — „Und für wie lange wünschest du dir die liebe Armut?" — „Das sei dir überlassen, gütige Fee." — „Machen wir mit einem Tage den Versuch. Das weitere wird sich finden."

Meine Schutzfrau führte einige geheimnisvolle Bewegungen aus, murmelte einen mir unverständlichen Spruch und . . .

Und ich saß in einer überaus gemütlichen Kellerwohnung, die zwar dumpf und feucht war, aber nur aus einem einzigen Gelasse bestand. Bisher hatte die Zahl und Ausdehnung meiner Wohnräume mich nervös gemacht. Weilte ich im ersten Zimmer und wollte mit meiner Frau sprechen, so mußte ich sie oft aus dem vierten herbeiholen, meine Tochter spielte indessen im sechsten Klavier, und mein Sohn stellte im siebenten Turnübungen an, so daß von einem einheitlichen, innigen Zusammenleben keine Rede sein konnte. Jetzt aber saßen wir intim um einen roh, aber fest gezimmerten Tisch, an dem nur drei Füße sicher auf dem Boden standen, während der vierte etwas lose in der Luft hing, und ich brauchte bloß einen Schritt zu thun, um jedes meiner Lieben an mein Herz zu drücken. Auch die meinen Augen seit jeher peinliche, allzu grelle

Beleuchtung war beseitigt. Ein halb gefülltes Lämpchen verbreitete seinen traulichen Schimmer; meine Frau, sein Licht noch etwas dämpfend, sagte mir mit einem Blicke voll beredtester Zärtlichkeit: „Das Petroleum wird täglich teurer.“ Ich ergriff ihre schwielige Rechte und drückte einen Kuß darauf. „Wenn man nur zum Schreiben besser sehen würde!“ bemerkte mein Sohn, der einen Teil des Speisetisches mit seinen Schulaufgaben belegt hatte. Dabei blickte er freudig das Lämpchen an, dessen idyllisch bescheidene Flamme die Hefte des Knaben in einem rührenden Halbdunkel beließ.

Ich schaute um mich in dem trauten Gemache, in dem mehrere Betten in ihrer ganzen Stattlichkeit nebeneinander postiert waren. Diese Möbelgruppe flößte mir das wohlthuend beruhigende Bewußtsein ein, daß die Familienmitglieder sich hier zu jeder Zeit des Tages und der Nacht, eines von dem Befinden des anderen überzeugen konnten. Wohin ich sah, überall Anlaß zu frohen Empfindungen, zu angenehmen Gedanken. Welche Plage bringt in anderen Häusern das Klavier mit sich! Hier war von einem solchen keine Spur. Wo ein Stutzflügel vielleicht Platz gehabt hätte, stand die auf Raten gekaufte und keineswegs noch voll bezahlte Nähmaschine, auf welcher meine

Tochter für ein Weißwarengeschäft jene anregenden Arbeiten auszuführen pflegte, die nicht viel materiellen Gewinn einbringen, jedoch von den erhebendsten Folgen für Herz und Geist begleitet sind. In der Zeit, in der andere eine Beethovensche Symphonie spielen, säumt Bertha ein Viertelduzend Taschentücher ein. Damit leistet sie etwas für lebende Zeitgenossen; Beethoven ist tot, und für seinen Kultus sorgen ohnehin die Musiker von Beruf.

Eine merklich kühle Luft erfüllte das Zimmer. Die Ärzte erklären den Aufenthalt in überheizten Räumen für schädlich. Wärme verweichlicht, entnervt, macht schlaff. Da unser Zimmer gar keinen Ofen besitzt, ist uns jede Möglichkeit abgeschnitten, gegen eine der wichtigsten Regeln der Hygiene zu sündigen. An besonders strengen Wintertagen lassen wir die Thüre zur Küche offen, und zu Mittag, wenn das Essen zubereitet wird, strömt dann die Wärme herein aber beileibe nicht im Übermaße, nur so viel, daß wir auftauen. Abends herrscht wieder die Normaltemperatur, und gestaltet diese sich etwas zu rauh, so schlüpfen wir ins Bett. Der Schlaf vor Mitternacht ist bekanntlich der gesündeste. Die reichen Leute altern vorzeitig, weil sie zu oft Gelegenheit finden, lange zu wachen.

Zur Erklärung des Zustandes, in den meine Fee mich versetzt hatte, will ich bemerken, daß ich mein Milieu so empfand, wie wenn ich weit in die Vergangenheit darauf zurückschauen und mir es auch für die Zukunft vorstellen und weiterdenken könnte. Dabei spielte aber etwas wie ein zweites Gesicht mit. Obwohl ich mich im selbstverständlichen, mir angewohnten Geleise zu befinden glaubte, umschwebten mich Traumbilder, Phantasmagorien, in denen entschwundene Zeiten mich mir in einem ganz anders gearteten Rahmen erscheinen ließen. Momentelang zuckte in mir die Erinnerung an Gewesenes auf, und ich hätte jubeln mögen vor Entzücken darüber, daß ich die Qualen des Reichtums überwunden hatte. Ehedem, wenn Gäste bei uns zum Souper geladen waren, kam meine bedauernswerte Frau nicht zur Ruhe vor Angst und Besorgnis, es könnte irgend etwas nicht nach Wunsch der Eingeladenen sein. Am nächsten Morgen erwachte ich in der Regel mit Kopfschmerz, weil ich, den Gästen zu Ehren, etwas zu viel gegessen und getrunken hatte. Wie anders jetzt! Allein unter uns, ohne ein störendes fremdes Element, verzehrten wir die herrliche Wurst und tranken frisches Wasser. Früher konnte ich nie zu so etwas kommen, ich Reicher!

Und nun bin ich wieder ganz und gar Gegenwart . . . Als Diurnist beziehe ich täglich einen Gulden zwanzig Kreuzer. Frei von allen Sorgen, wie der Vogel im Gezweige, brauche ich mir nicht den Kopf zu zerquälen, was ich mit meinem Kapital beginnen solle. Keine Handels-, keine Börsenkrisis beängstigt mich. Ich habe nichts zu verlieren, und wenn rings um mich Millionäre zugrunde gehen, mir kann nichts widerfahren; ein Diurnum ist der bleibende Pol in der Erscheinungen Flucht. Welches Gefühl der Sicherheit und Ruhe! Welche Erhabenheit über alle Wendungen und Schwankungen! Welch sicherer Ausblick in kommende Tage: Diurnist bis ans Grab, und ob auch zerstörende Orkane dahinbrausen über die Erde!

Wir gehen zu Bette und verfallen alsbald in jenen süßen Schlummer, dessen ein Besitzender sich nie und nimmer erfreuen kann. Nicht einmal im Traume bedroht uns eine Sorge. Wir hatten gestern nichts, haben heute nichts und werden morgen nichts haben. Das kann keine Gewalt uns nehmen.

Am Morgen verlassen wir mit dem Frühesten das Lager. Ein Töpfchen dünnen Kaffee und eine Semmel, nichts, was aufregt, nichts, was den Magen beschwert. Natürlich treibe ich vorher Zimmergymnastik, indem

ich meine Schuhe und Kleider reinige. Meine Lieben ahmen dieses vom Familienoberhaupte gegebene Beispiel nach, und dadurch erlangen wir sogar mehr Appetit, als wir haben sollten. Ich möchte Thränen der Nächstenliebe weinen, wenn ich bedenke, daß es zu dieser Stunde bedauernswerte Menschen giebt, die dazu verdammt sind, im gepolsterten Lehnstuhle zu sitzen und, die Zeitung in der Hand, den Thee mit Schinken, Butter und Eiern vor sich, zu warten, bis Magd oder Diener ihnen die Toilettestücke gereinigt überbringen — elende Sklaven ihres Wohlstandes!

Nach dem Frühstück eile ich ins Amt, mein Sohn in die Schule, jeder ein Stück herrlichen trockenen Brotes als Gabelfrühstück in der Tasche; meine Tochter fliegt auf ihre geliebte Nähmaschine zu, meine Frau begiebt sich auf den Markt, um an Wochentagen Gemüse, an Sonn- und Feiertagen auch Fleisch einzukaufen. Auf dem Wege ins Amt friere ich manchmal, weil mein Winterrock, den ich mir im ersten Jahre meiner Ehe machen ließ, schon ein wenig abgetragen ist, aber desto besser behagt mir dann die Amtsstube, wo immer bei Gaslicht gearbeitet wird und der Ofen meist zur Glühhitze gelangt!

Mittags, wenn ich heimkomme, schlägt mir ein wohliger Kartoffelgeruch entgegen; bei dem durch Ge-

spräche gewürzten Mahle gedenke ich mitleidig der Stiefkinder des Schicksals, der Vererbten und Wohlhabenden, die sich durch weitläufige Menus durchessen müssen bis zur Erschöpfung. Und während des Diners kein Streit, kein Zwist, keine Meinungsverschiedenheit. Leute, die mit Vermögen oder großem Einkommen behaftet sind, geraten oft über die nichtigsten gesellschaftlichen Fragen, über Unterhaltungsprogramme in Zank und Hader: ob man die Einladung bei Meiers annehmen, ob man die Müllers für nächsten Sonntag einladen, ob man in dieser Saison den „jour fix" auf Montag oder Dienstag verlegen solle — ob am Samstag die Premiere im Burgtheater oder die in der Hofoper vorzuziehen sei — ob es sich für die Tochter schicke, Schnitzlers „Liebelei" anzusehen — ob Aussicht sei, für die philharmonischen Konzerte vier Sitze nebeneinander zu bekommen u. s. w. u. s. w. Über solche Unerheblichkeiten entsteht unter uns nie auch nur der geringste Konflikt. Wir genügen uns selber und amüsieren uns selber, für uns kündigen Hubermann, Grünfeld und Rosenthal vergebens Konzerte an. Wenn wir Musik hören wollen, so lauschen wir den Stimmen der Zufriedenheit, die in unseren Herzen erklingen.

Oder war ich einmal Stammgast in den Tem-

peln, die man den unterschiedlichen Musen aufgerichtet hat? Freilich — während des ach! nur zu kurzen Armutstraumes, der mir gegönnt ist, tauchen halbverblaßte Bilder neu vor mir auf: ich sehe mich, wie ich mich nach dem geradezu lebensgefährlich opulenten Mittagessen auf das breite, bequeme Sofa lege, wie ich meine Upmann anzünde, sie mit unerträglicher Behaglichkeit verrauche, wie ich dann einschlummere und nach einer halben Stunde beim Erwachen mich und meine Umgebung mit der Frage quäle: „Wie verbringt man den Abend?" Natürlich überkommt mich ein unbeschreibliches Wonnegefühl angesichts meiner jetzigen Situation. Ich lege mich nicht hin, ich zünde keine Upmann an, ich weiß gar nicht, wer Upmann ist, und anstatt die bange Frage nach dem Abendprogramm zu stellen, lenke ich, kaum ich den letzten Bissen gegessen habe, eilends die Schritte wieder nach dem Bureau, denn nur eine Stunde Pause ist mir freigegeben. Ich brauche meine Zeit nicht im Kaffeehause zu verlungern, ich bin vor den Gefahren des Kartenspieles geschützt, denn ich darf wieder etliche Stunden abschreiben, schöne, herrliche Akten abschreiben — mein Dasein fließt dahin, frei von allen Unberechenbarkeiten, von allen Störungen, heute wie gestern,

morgen wie heute, ich würde mich einen Einwohner des Paradieses dünken, wenn keine Wohnungsmiete zu zahlen wäre und wenn nicht manchmal Krankheitsfälle einträten. Mein Verhältnis zum Hauseigentümer entbehrt jeder transcendentalen Grundlage; es beruht leider nur auf einer vertragsmäßigen Basis und macht mir deshalb keine Beschwerde. Aber es giebt noch Pfandleihanstalten, und man glaubt gar nicht, auf was für Objekte sie Geld leihen. Gott erhalte die Pfandleihanstalten! Im Sommer wüßte ich mir gar keinen besseren Aufbewahrungsort für die Winterkleider, die in ihrer schweren Menge ohnehin zu viel Platz in Anspruch nehmen. Na, und die Krankheiten — sie gehen vorüber, wie alles. Ich bin wirkliches Mitglied eines Vereines, der mir gratis ärztliche Behandlung und Medikamente liefert. Einmal wollte man mich in den Ausschuß dieses Vereines wählen, aber ich geize nicht nach öffentlichen Ehren. So blieb ich denn einfaches schlichtes Mitglied . . . Befindet man sich in der Rekonvaleszenz, dann geht man aus der Wohnung hinaus, setzt sich vor das Haus ins Freie und genießt das Klima, um sich möglichst rasch zu erholen.

Zeigt der Himmel auf Erden für mich eine Wolke, so besteht sie darin, daß ich nur zwei Kinder

habe. Mit sechs, mit acht würde ich so recht das Glück: arm zu sein, empfinden. Es ist eben nichts vollkommen unter der Sonne!

Wie ich über all das nachdenke und mir das Geschick der Millionäre und ähnlicher Leute in düstersten Farben ausmale, gemahnt der Schlag der Pendeluhr mich daran, daß vierundzwanzig Stunden abgelaufen sind, seit die Fee huldreich mir meinen Wunsch erfüllt hat. Ich sitze wieder am Tische. Das Abendessen wird aufgetragen. Die Lampe brennt nicht. Wir schreiben den 31. eines Monats. Ein Stümpfchen Unschlittkerze erhellt das Zimmer geheimnisvoll.

„Nun, wie gefällt dir das Glück, arm zu sein?“

Meine Fee ist's, die mich also fragt.

„Vortrefflich,“ erwidere ich.

„Willst du es weiter genießen?“

„Vorderhand bitte ich um eine Unterbrechung. Zu viel Glück auf einmal kann der Mensch nicht ertragen.“

„Und wann soll ich es dir wieder bescheren?“

„Bis ich mich freiwillig melde, teuere Fee, früher nicht.“

Prinzessin Linda.

(Märchen.)

Es war sechstausend Jahre vor Erfindung der Pfeffernüsse, da lebte zwei Meilen südöstlich von Pfingsten eine junge Prinzessin Namens Linda. Früh verwaist — Vater und Mutter waren an übermäßigem Genusse von Apfelkernen gestorben — kam sie an den Hof ihres Oheims Liotolf, regierenden Fürsten von Mirāklia. Der gute Oheim, der trotz seines hohen Alters ebenso wie seine teuere Gemahlin Valera vollkommen kinderlos war, adoptierte die Nichte als Tochter, und von da an begann für diese ein Leben, in welchem der Himmel nur deshalb nicht voll Geigen hing, weil es noch keine gab. Linda wurde von den Adoptiveltern verwöhnt und verhätschelt, jeder ihrer Wünsche fand, kaum ausgesprochen, Erfüllung, und Linda hatte der Wünsche mehr als zu viel. Ihre Cabricen waren ebenso zahlreich wie unberechenbar. König Liotolf und Königin

Valera konnten von Glück sagen, daß es Linda nicht einfiel, den Mond zu verlangen, denn nolens volens hätten sie ihn für das herzige Mädchen vom Himmel herabholen müssen, was in Miraklia — mit Rücksicht auf die weite Entfernung dieses Landes vom Monde — keine leichte Aufgabe gewesen wäre. Im übrigen gab die Prinzessin ihnen gerade genug zu thun. Jetzt wollte sie Dieses, in der nächsten Minute Jenes, und wenn man ihr Jenes gab, verlangte sie wieder Dieses, kurzum, man wußte nie, ob sie momentan mehr für Dieses als für Jenes eingenommen sei. Und statt sie zurechtzuweisen und von ihrer Launenhaftigkeit zu heilen, fanden die verblendeten Adoptiveltern alles, was sie that und ließ, tadellos, liebenswürdig, reizend. Zügelfrei durfte sie sich den bunten Einfällen, die der Augenblick ihr eingab, überlassen. Man machte ihr nicht einmal Einwendungen dagegen, als sie für sich und die Höflinge einen neuen, nicht immer ungefährlichen Sport ersann: stundenlange Ausflüge auf Wasserelefanten, die schwimmend die Last von je einem Dutzend Menschen auf dem Rücken tragen mußten und manchmal einen und den anderen in den nächst der Hauptstadt gelegenen, aus Kölnischem Wasser bestehenden See abzuwerfen so frei waren. Linda beschränkte sich nicht auf solche

Scherze privater Art. Sie mengte sich auch in die Regierungsgeschäfte, redete in politische Entscheidungen hinein, und hielt die Minister zum Besten und bestand einmal sogar darauf, daß der greise Oberst-Wahrsager des Reiches — er hatte einen drei Ellen langen, schneeweißen Bart, der zu seiner Amtstracht gehörte — mit ihr auf dem Marktplatze „Hotto! Hüh!“ spiele und bei dieser Gelegenheit natürlich das von ihr gelenkte Pferd mache. Einer ihrer Lieblingsspäße war es, in den Ministerrats-Sitzungen zu erscheinen und die getroffenen Entschlüsse umzustoßen. Der König gab ihr jedesmal recht, denn er hielt sie für gescheiter als seine sämtlichen Kronräte. Der Krieg zwischen Miraklia und den Halloh-Zwergen wurde nur geführt, weil Linda es wünschte. Man weiß, daß Miraklia bei diesem Anlasse unterlag und eine Kriegsentschädigung von dreißigtausend Haselnüssen leisten mußte. Miraklia konnte sich begreiflicherweise von der Schwächung des Nationalvermögens lange nicht erholen. Die Folgen gingen so weit, daß Haselnußtorte einen Kurs von 372½ erreichte, so selten waren die Stauden und ihre Frucht geworden. Ein anderes Volk hätte Linda gehaßt. Die Miraklianer waren zu loyal und zu gut erzogen, um irgend jemand zu hassen, der zum Hofe gehörte.

Unter solchen Umständen wuchs Linda heran. Sie erblühte zur holdseligen Jungfrau, und als der König vierhundertelf Jahre, zwei Tage, drei Stunden, vierzehn Minuten und dreihundertzehn Sekunden alt war und sein Ende nahe glaubte, tauchte in ihm der Plan auf, Linda zu verheiraten, damit sie nach seinem Ableben nicht ohne männlichen Schutz zurückbleibe. Linda war entsetzt über die Idee, daß sie einen Mann nehmen solle. Gewöhnt, nur nach ihrem Willen zu handeln, fürchtete sie mit Recht, daß ein Eheherr ihr seinen Willen als maßgebend aufdrängen würde. Verschiedene Werber fanden sich ein. Erlauchte Prinzen tauchten auf, in der Absicht, sie zu freien. Sie wies jeden mit schalkhaftem Spotte zurück. Nicht einmal Kronprinz Bienenkorb, der berufen war, einst über das mächtige Gebiet zu herrschen, das vom Honigstrome durchflossen wird, fand Gnade vor ihren Augen. König Liotolf verzweifelte derart, daß er sich drei Haare ausriß. Er hatte im ganzen fünf, so daß ihm nur zwei übrig blieben. Man kann daraus entnehmen, wie teuer Linda seinem Herzen war. Zwölf Gramm seines Landes hätte er willig hingeopfert, um das Glück des geliebten Kindes zu begründen.

In seiner Ratlosigkeit ließ der König insgeheim

Aramela, die erste Fee von Miraklia, zu sich berufen und klagte ihr seinen Jammer. Aramela, die sonst nie in Verlegenheit kam, fand ausnahmsweise keinen Rat. „Du weißt," erwiderte sie dem greisen Monarchen, „daß ich viel vermag; aber nach unserer Verfassung, die ich bei mir selbst beschworen habe, darf ich jedem nur das bescheren, was er selber sich wünscht. Jemandem etwas aufdrängen, das liegt außer meiner Macht. Würde Linda sich einen Bestimmten zum Gatten wünschen, so könnte ich ihn ihr verschaffen." Der König hörte ihr mit Bestürzung zu; er verlor dermaßen die Fassung, daß er einen Augenblick die drei Zentner schwere goldene Krone vom Haupte nahm — ein Etikettefehler, den seit Bestehen der Weltgeschichte kein König von Miraklia begangen hatte. Der Schluß einer einstündigen Unterredung zwischen dem Fürsten und der Fee bestand darin, daß diese von Liotolf gebeten wurde, sich mit Linda persönlich in Verbindung zu setzen.

Noch am selben Tage um 23 Uhr mittags — Nächte kennt man in Miraklia nicht, weshalb dort auch kein Schlaf eingeführt ist — begab Aramela sich zu Linda.

Die Prinzessin — das muß gesagt werden, weil es zu ihrer Charakteristik gehört — war über alle Maßen eitel. Sie wurde nicht müde, sich bewundern

zu lassen, und wie heftig sie auch gefeiert wurde, es schien ihr immer noch zu wenig. Sie liebte niemand, aber es machte ihr Vergnügen, zu wissen, daß fast die ganze männliche Bevölkerung von Miraklia in sie verliebt war. Ihre Eitelkeit flößte ihr sogar die Idee ein, sich ein Zimmer aus Spiegeln errichten zu lassen. Da konnte sie sich unzähligemale sehen und ihre Reize ebenso oft bewundern. Sie hatte ein Anrecht auf die Titulatur: „Euere Hoheit". Die legte sie jedoch ab und ließ die Anrede: „Euere Schönheit" für sich einführen.

Aramela erschien bei ihr zu Besuche, wie zufällig. Linda lud sie ein, ihrem Bade beizuwohnen. Die Fee verstand den Grund dieser Einladung und brach, als Linda in die aus einem riesigen Diamanten herausgeschliffene Wanne stieg, in Rufe des Entzückens aus. Damit hatte sie das Herz der eitlen Prinzessin gewonnen. Beide wurden vertraulich miteinander. Linda lud die Fee zum Frühstück ein, und als sie beim Dessert — einem Ragout aus Pfauenaugen und schwarzen Perlen — angelangt waren, warf die Fee die Bemerkung hin, daß sie in der Lage wäre, jedem, der sich bittend an sie wende, zwei Wünsche zu erfüllen.

„Drei!" meinte die Prinzessin.

Aramela belehrte sie, daß infolge eines großen

Defizits im Staatshaushalte des Feenkaisers eine Reduktion um 33⅓ Perzent stattgefunden hatte. Es müßte also bei den zwei Wünschen bleiben.

Linda dachte eine Weile nach. „Mich kränkt," sagte sie dann, „daß man mich zu wenig sieht. Ich kann nicht immer ausgehen, ausfahren oder ausreiten, und wenn ich hier in meinen vier Mauern weile, bleibt mein Anblick dem Volke entzogen. Sei so gut, mir einen gläsernen, durchsichtigen Palast zu schenken, damit die Miraklianer mich zu jeder Stunde sehen. Es wird sie beglücken, wenn sie meinen Anblick fortan nie mehr entbehren müssen. Ist doch um jede Minute schade, in der ich den Augen des Volkes entzogen bleibe!"

„Euere königliche Schönheit haben nur zu befehlen," erwiderte die Fee, machte ein Zeichen mit dem kleinen Finger der rechten Hand, sagte „Vitrupi Karadata", und die beiden befanden sich in einem riesigen, phantastisch ausgestatteten Glashause, und alle Vorübergehenden konnten mit ihnen das köstliche Ragout verzehren und dazu die Prinzessin und die Fee.

Nunmehr feierte Linda Triumphe ihrer Eitelkeit. Es gefiel ihr unsäglich, daß kein Passant sich die Möglichkeit entgehen ließ, bewundernd auszuschauen. Nach ihrer Ansicht kam ihre herrliche Erscheinung erst jetzt

nach Wert und Verdienst zur Geltung. Nun wußte sie doch, wozu sie so überaus schön war: um unausgesetzt angestaunt zu werden. Da sie nichts that, was nicht jeder erfahren durfte, fand sie in den ihr geltenden Blicken des Volkes nichts Belästigendes, und da sie ein- für allemal in einen von Zaubererhand gewebten, weißen Flor gehüllt war, also nie die Toilette wechselte, verursachte die Durchsichtigkeit des Palastes ihr keinerlei Unannehmlichkeit.

Als der König seinen fünfhundertsten Geburtstag feierte — wie das Amtsblatt versicherte: „in bewundernswerter körperlicher und geistiger Frische" — fanden verschiedene Festlichkeiten statt, darunter ein Turnier, zu welchem ritterliche Männer aus allen vorhandenen Weltgegenden herbeizogen. Auch Königssöhne, Thronerben waren da. Linda schenkte ihnen keine Aufmerksamkeit, und sie wußte wohl: warum! Ein Troubadour aus Reimland, Coeurdoux geheißen, hatte es ihr mit seinem süßen Sange angethan. Seine Stimme verklang ihr nicht, seit sie ihn der Liebe Leid und Lust in bestrickenden Versen verkünden gehört hatte. Als die auf mehrere Tage anberaumte Feier dem Ende entgegenging, bat Linda ihren königlichen Adoptivvater um eine Unterredung unter möglichst wenig Augen. Sie

warf sich ihm zu Füßen und gestand ihm, sie könne keine glückliche Stunde mehr finden, wenn nicht Coeurdoux ihr Gatte werde. Liotolf wurde von tiefer Bestürzung erfaßt. Er stellte ihr vor, daß sie, kraft ihrer Herkunft, berufen sei, irgendwo Landesmutter zu werden; er gab ihr zu bedenken, daß eine Heirat mit dem Spielmanne eine Mesalliance sei, er malte ihr den Wert und Glanz einer Heirat mit einem Ebenbürtigen aus — alles umsonst. Sie blieb dabei, Coeurdoux sei ein Geborener — ein für sie Geborener nämlich — sie heirate ihn oder keinen. Endlich sah Liotolf ein, daß er nachgeben müsse, und er tröstete sich damit, daß das immer und überall das Schicksal des Klügeren sei.

Also fand am nächsten Tage die Hochzeit unter großartigem Gepränge statt. Coeurdoux war zum Oberstihofdichter ernannt worden, auch war ihm der höchste Orden des Reiches: das Tapferkeitskreuz mit dem Rubinhelm, verliehen worden. Zugleich machte der König ihn zum Präsidenten der Luftbahn und zum ersten Scharfrichter. Alle diese Ehren, die auf sein lockiges Haupt niedergingen, machten dem Troubadour nicht so viel Freude wie das Gut, das ihm das höchste dünkte: der Besitz der wunderbaren Prinzessin.

Auch er war von flammender Liebe erfaßt worden.

Er liebte Linda ebenso heiß, wie Linda ihn. Man begreift, daß er mit sehnsüchtig pochendem Herzen dem Augenblicke entgegenzitterte, da er zum erstenmale mit Linda allein sein sollte, allein mit seinem angebeteten Weibe.

Dieser Augenblick war gekommen. Als das Paar den Empfangssalon des Glaspalastes betreten hatte, konnte der junge Ehemann sich nicht länger bezwingen — er schloß Linda in seine Arme, drückte einen brennenden Kuß auf ihre Lippen, und die Prinzessin erwiderte diesen Kuß mit der ganzen Glut ihrer Jugend. Da erscholl ein betäubender Lärm von der Straße her. Hunderte Miraklianer hatten sich vor dem durchsichtigen Gebäude angesammelt und stießen, begeistert von dem erfreulichen Schauspiele, jauchzende Jubelrufe aus.

Linda und Coeurdoux erwachten wie aus einem Traume, erröteten, und wußten nicht, was beginnen.

Linda fand zuerst die Besinnung wieder.

„Das geht so nicht weiter," flüsterte sie. „Die Leute brauchen nicht Zeugen zu sein, wenn wir einander küssen und glücklich sind."

Coeurdoux fand, daß sein Weibchen klug und weise spräche.

„Fee Aramela muß helfen," fuhr sie fort, „sie

hat mich in den durchsichtigen Palast versetzt, sie muß ihn jetzt undurchsichtig machen, ich will nicht von jedem gesehen sein."

„Da bin ich schon," sagte die Fee. „Aber ich mache dich aufmerksam, daß du deinen zweiten und letzten Wunsch aussprichst; ist der erfüllt, so hast du keinen mehr an mich frei."

„Das thut nichts; Coeurdoux gehört mir, ich bin mit den Wünschen zu Ende."

Aramela machte diesmal ein Zeichen mit dem kleinen Finger der linken Hand, sagte „Hocus Adamantus", und die Glaswände verwandelten sich in gleißenden Marmor. Niemand konnte nun mehr von der Straße ins Innere des Gebäudes hineingucken. Was im Innern vorging, war Geheimnis.

„Jetzt will ich nicht länger stören, meine Liebe," bemerkte die Fee lächelnd und machte Anstalten, sich zu entfernen. Weder Linda noch Coeurdoux hielten sie zurück; sie wollten nicht zudringlich sein.

Das Versprechen.

Unmittelbar nachdem die damals noch ganz kleine Ada zur Welt gekommen war, einigten sich ihre Eltern, Herr Wilhelm und Frau Margareta Müller, in der Meinung, sie sei das schönste und klügste Kind auf der Welt. Während der ersten vier Lebenswochen der Tochter — es war die erste — sammelten sie so viele und so überraschende Beweise von deren Intelligenz, daß es ihnen geraten erschien, sich bei Zeiten mit der Zukunft des Kindes zu beschäftigen. Natürlich durfte Ada nicht auf den gewöhnlichen, landläufigen Weg des weiblichen Geschlechtes verwiesen werden. Dazu war ihre Begabung zu groß. Es wäre schade gewesen, ein fürstliches Geschenk, das die Natur in ihrer reichsten Gebelaune beschert hatte, gedankenlos zu verzetteln. Also Sängerin, Schauspielerin, Malerin, Bildhauerin? Nein, nichts von alledem schwebte dem sorgsamen Paare vor. Ada

sollte studieren — studieren wie ein Mann, selbstverständlich Medizin, selbstverständlich an einer Schweizer Universität. So gescheit Ada war, sie erriet doch nichts von diesen weitgreifenden Plänen, und die Eltern hüteten sich wohl, sie etwas davon merken zu lassen; denn sie hatten sich vorgenommen, in dem Mädchen keine übergroße Eitelkeit zu nähren. So wuchs Ada heran, wie andere Frauenzimmer ihres Alters, unter denselben Freuden und Leiden. Sogar ihre Nahrungsmittel waren dieselben wie diejenigen von Dutzend-Kindern, die nicht daran denken dürfen, eine Hochschule zu beziehen . . . Die Tage kamen und gingen, der erste Zahn stellte sich ein; Ada sagte „Mama" und „Papa", dann „Milchspeise" (das „s" ließ sie aus Sparsamkeit weg, woraus die Eltern schloßen, sie werde nebenbei eine treffliche Hausfrau werden, obwohl sie das eigentlich nicht nötig hatte), auch den Hund „Caro" lernte sie rufen — das „C" wurde wie „T" ausgesprochen, das „R" gänzlich eliminiert — kurzum, ihre rednerische Befähigung erwies sich Herrn und Frau Müller in ebenso erfreulicher wie unwiderleglicher Weise.

Ehe man sich dessen versah — den Eltern war es in der Seele, als sei Ada ihnen gestern beschert

worden — hatte das Kind sich zur großen Dame herausgewachsen. Diese Thatsache wurde an ihrem vierten Geburtstage von den erstaunten Eltern festgestellt. Vier Jahre! Nun hieß es, sich entscheiden! Zürich oder Bern! Und ob die Mutter mit ihr in die Schweiz gehen sollte! Die Obhut Fremder genügt nicht für ein junges Mädchen; es braucht mütterliche Zärtlichkeit, wie die Blume Sonnenstrahlen nötig hat. Herr und Frau Müller hatten darüber manche Debatte, aber keinen Streit. Eheleute streiten nie, sie tauschen nur ihre Meinungen aus, die nicht allezeit übereinstimmen. In Gegenwart des Kindes wurde übrigens die wichtige Frage nicht besprochen. Vorderhand vergönnte man ihr, als ahnungsloser Engel mit ihrer Puppe zu spielen, die, wie jedermann weiß, den Namen „Thekla" führte. Ada liebte vier Menschen: Papa, Mama, Thekla und ihre Bonne Mademoiselle Marguerite, eine Französin, vielmehr eine Schweizerin. Aber das macht nichts. Schweizerinnen, die man in guten Häusern engagiert, sind immer Französinnen . . . Fragten die Eltern sie: „Wen hast du lieber, Papa oder Mama?" so antwortete Ada diplomatisch: „Beide." Und ob Thekla oder Mademoiselle Marguerite? Dann vertraute sie den Eltern flüsternd das Geheimnis an:

„Thekla! Ihr müßt mich aber nicht verraten, sonst ist Mademoiselle böse.“ Die Eltern verrieten sie wirklich nicht, denn sie waren mit Ada befreundet und wollten ihr in den Augen der Leute nicht schaden.

Mit fünf Jahren plauderte Ada wie eine Alte. Sie fing alles auf, was sie im Gespräche der Erwachsenen zu hören bekam; es war verwunderlich, wie richtig sie jede Wendung gebrauchte. Blätterte sie in einem Bilderbuche, und man fragte sie, was sie da thue, so antwortete sie wichtigthuerisch: „Ich lese den neuesten Heyse aus der Leihbibliothek . . .“ Im Elternhause diente eine Magd, die schon die Mutter der Frau Margaretha Müller von ihrer Mutter geerbt hatte. Wie viele Jahre die alte Anna auf dem Rücken trug, das wußte niemand. Sie selber gestand es nicht ein. Erkundigte sich jemand, dann erwiderte sie: „Zwanzig vorüber,“ gegen welche Behauptung niemand etwas einwenden mochte. Anna konnte nichts mehr leisten, hielt sich aber für die Säule der Wirtschaft, und oft erklärte sie, sie würde lieber Hungers sterben, als das Gnadenbrot essen. Zwischen der silberhaarigen Greisin und der jüngsten Müllerin entspann sich ein überaus intimes Verhältnis. Die Eltern waren darob ein wenig eifersüchtig, duldeten die Beziehungen jedoch.

Eines Tages kam Ada atemlos in des Vaters Arbeitszimmer, wo Mama eben auch anwesend war, und sagte mit fliegendem Atem: „Denkt euch nur, das Glück, das große Glück, seit heute weiß ich es, die Anna interessiert sich für mich, ich habe es deutlich gesehen.“ Moral: Vor Kindern soll man nicht erzählen, daß jemand sich für jemand interessiert . . . Ada verstand es überhaupt, recht drollig zu sein. Heute noch — inzwischen hat sie selber eine kleine Margarete bekommen, und die alte Anna liegt längst begraben in der Erde — kursiert in der Familie die Überlieferung, daß Ada sich leidenschaftlich gerne mit dem Abreißkalender des Vaters beschäftigte, es sich nicht nehmen ließ, jeden Morgen das Tagesblatt mit vergnügten Sinnen abzulösen, und gegen Ende eines Dezembers die Frage stellte: „Wenn da keine Blätter sind, kommen dann gar keine Tage mehr?“ Jetzt weiß sie, daß die Zeit stärker ist als die Kalender, aber jetzt weiß es wieder die kleine Margarete nicht. So wechseln die Geschlechter — die Menschen bleiben sich immer gleich.

Ada stand mit den Eltern auf sehr gutem Fuße. Sie nannte Frau Müller „Mama“ oder „Mamatschi“ oder „Mutterl“. Herrn Müller titulierte sie kurz-

weg „Wilhelm“. Des Abends, wenn ihr Köpfchen voll Schlaf war und sie, ehe sie zu Bette ging, zwölf Minuten an des Vaters Brust schlummerte, redete sie ihn nur mit „Willy“ an. Papa ließ sich diese Geringschätzung gefallen, ja er lächelte und zerdrückte dabei irgend etwas im Auge, wenn sie emphatisch versicherte: „Willy, ich liebe dich!“ Der Gute that nichts dergleichen, als ob er beleidigt wäre ... In einer dieser Abendstunden flüsterte sie, tief errötend, dem allgemein geachteten Herrn Wilhelm Müller zu: „Wenn ich groß bin, heirate ich dich.“ Die Eltern lachten so herzlich, daß Ada schier zornig wurde und laut und vernehmlich wiederholte: „Wenn ich groß bin, heirate ich dich.“ Nun schnitt der Vater ein sehr ernstes Gesicht und sagte zur Tochter: „Willst du mir das nicht schriftlich geben?“ Warum nicht? Es war ihr heiliger Ernst um ihr Versprechen. Man brachte ihr Diktandoheft, Tinte und Feder und obwohl — 8 Uhr 45 Minuten — ihre Augen schon recht klein waren, vollendete sie langsam, mit Mühe, aber doch sicher das schwere Werk und schrieb mit großen, ungelenken Buchstaben zwischen die blauen Linien die Worte: „Ich heirate nimand (ohne „e“; na, der liebe Gott nimmt das nicht so genau!) Anderen als den

Papa.“ Herr Müller riß das Blatt aus dem Hefte und legte es in seine Brieftasche, die er immer bei sich trug, weil er sehr reich war.

Dann sagte Ada: „Bonne nuit,“ legte sich, Thekla im Arme, brav schlafen und träumte von ihrer Hochzeit mit Papa, der einen langen weißen Bart hatte, so weiß wie ihr Brautkleid, und ihr eine Schachtel Schokoladebonbons überreichte.

Und wieder war Ada älter geworden, jährlich um ein Jahr. Bei den Müllers ging das so seinen regelmäßigen Gang . . . Sie lernte alles Erdenkliche, sie spielte schon Chopin und wußte zu sagen, worin Rafael sich von Michel Angelo unterschied, und die Namen aller deutschen Kaiser konnte sie ohne Fehler herzählen. Nebenbei war sie schön geworden wie ein Frühlingstag und sie wußte, daß Romane nicht nur geschrieben und gelesen, sondern auch gelebt zu werden pflegen. Natürlich hatte sie den ihren, den sie vor den Genossinnen im Pensionat — dem vornehmsten der Hauptstadt — ängstlich geheim hielt. Sie liebte. Er, dem ihre Liebe galt, sollte nie etwas davon erfahren. Hätte sie ihr Geheimnis jemand anvertraut, sie wäre vor Scham vergangen. Eine Stelle aus ihrem Tagebuche, dem sie ihre wichtigsten Abenteuer anvertraute

— ein verschließbares Tagebuch, dessen Schlüssel sie an einer Gummischnur um den Hals gehängt trug — giebt Auskunft über die Leidenschaft, die von ihr Besitz ergriffen hatte: „Ja, hier sei es ausgesprochen, ich liebe den Zeichenlehrer. Ich liebe ihn und bin bereit, für ihn zu sterben. Er heißt Arthur und ist bleich wie der Tod. Er scheint viel zu leiden, er scheint unglücklich zu sein. Die dicke Marie, der nichts heilig ist, auch nicht das Hehrste, meinte neulich, er sei immer hungerig, weil er bloß fünfzig Gulden Monatsgehalt beziehe, und deshalb sehe er so schlecht aus. Aber ich weiß es besser: Er ist mit sich und der Welt zerfallen, ein geheimes Leid nagt an seinem Herzen. Ich glaube, daß er aus einer vornehmen, verarmten Familie stammt und sein Incognito zu wahren sucht, weil er nicht standesgemäß auftreten kann. Er weiß nicht, daß mein Herz nur für ihn schlägt, und wird es, so lange ich lebe, nicht erfahren. Erst wenn ich tot bin, sollen meine Eltern ihm alles gestehen. Ich trage sein Bild in mir, noch in meiner letzten Stunde wird es mir vorschweben. Gestern habe ich versucht, ihn zu zeichnen. Wer könnte den Zauber dieser roten Locken wiedergeben? Wer den Ausdruck dieses wehmütigen Blickes, in dem eine Welt von Melancholie

liegt? Wer das Berückende dieser eingefallenen Wangen, deren Eigner über Irdisches erhaben zu sein scheint? Die dicke Marie behauptet, er habe Sommersprossen. Ich habe sie ein für alle Male ersucht, mir den Schwur ewiger Freundschaft, den wir eines Abends im Institutsgarten bei Mondenschein austauschten, während Malvine drinnen die Cis-moll-Sonate von Beethoven spielte, zurückzugeben. Die rohe Person lachte unbändig, schalt mich einen dummen Rangen und ließ mich stehen, ohne mich einer Antwort zu würdigen. Gute Nacht, Arthur! Schlafe wohl! Mögen freundliche Elfen dich umgaukeln! Meiner Treue kannst du sicher sein! Zehn Uhr. Ich gehe zu Bette."

Über diesen Erguß waren drei Jahre ins Land gegangen. Ada zählte achtzehn. Ein junger Advokat, Doktor Heinrich Thalberg, der sie bei einer befreundeten Familie kennen gelernt hatte, machte sich um das bildschöne Mädchen so viel zu thun, daß alle Bekannten sich klar wurden, er hege ernste Absichten. Herr und Frau Müller ventilierten noch immer die Frage des Universitätsstudiums für Ada, jetzt nicht mehr im verborgenen, sondern in Gegenwart der Tochter. Sie aber, seit Heinrich in ihren Gesichtskreis getreten war, zeigte nicht die rechte Sehnsucht nach den Urquellen der Ge-

lehrsamkeit. Die Frauenemanzipation war ihr fast gleichgiltig geworden. Sie plauderte gerne unter vier Augen mit Heinrich. Worüber? Das hat niemand ergründet. Heinrich hatte weder rote Locken, noch bleiche Wangen, und trotzdem schien Ada ihn recht interessant zu finden. Dabei war sie überzeugt, daß niemand ihrer Neigung auf die Spur gekommen sei. Papa und Mama seufzten manchmal darüber, daß sie offenbar gezwungen sein würden, die hochfliegenden Pläne aufzugeben, die sie mit Ada gehegt hatten. Sie lächelten bedeutungsvoll, als ihr jüngster Sprößling, der fünfjährige Wilhelm einmal berichtete, er habe Herrn Heinrich ertappt, wie er der dummen Ada etwas in den Mund sagte . . . Und gelächelt hat Herr Müller auch, als eines Mittags Herr Heinrich Thalberg in Frack und weißer Krawatte bei ihm erschien und in wohlgesetzter Rede um die Hand von Fräulein Ada bat. Papa nahm die Werbung wohlwollend auf, machte jedoch den Vorbehalt, er wolle Ada zu keiner Verbindung zwingen, für die sie keine wirkliche Neigung mitbringe, werde sie deshalb befragen, ehe er sich für sein Teil entscheide. Herr Thalberg, seiner Sache gewiß, war es zufrieden. Papa Müller wußte es recht wohl, was Ada sagen würde, aber er wollte die Form wahren und ließ die Tochter zu sich

bitten. Er teilte ihr mit, daß Herr Thalberg als Freier aufgetreten sei, sie solle sich erklären. Ihre Antwort bestand darin, daß sie sich weinend an des Vaters Hals warf. Das war deutlich genug.

Nun aber setzte Herr Müller eine höchst bedenkliche Physiognomie auf und ließ sich also vernehmen: „Liebe Kinder! Ich habe gegen euere Verbindung nichts einzuwenden, nur mache ich euch aufmerksam, daß Adas Hand nicht mehr frei ist. Meine Tochter," — und dabei wendete er sich förmlich an Ada — „du bist gebunden, du bist nicht mehr frei."

„Wieso?" fragte sie verblüfft, und einen Augenblick huschte schattenhaft das Bild des Zeichenlehrers an ihr vorüber.

„Du vergißt, daß du einmal ein schriftliches Eheversprechen abgegeben hast!"

„Wem? Ich wüßte nicht!"

Aber Herr Müller wußte es.

Er öffnete ein Geheimfach seines Schreibtisches und entnahm ihm ein vergilbtes Papier, ein Blättchen aus einem Diktando-Hefte.

„Lies!" sprach er feierlich und reichte das Blättchen der Tochter.

Ada las es laut: „Ich heirate nimand Anderen als den Papa."

Die zwei verliebten Leute wußten nicht, sollten sie lachen oder weinen. Sie befanden sich in arger Verlegenheit.

„Na, ich will Gnade für Recht ergehen lassen. Dein Schuldbrief, Ada, sei vernichtet.“ Damit warf er das Blättchen in das Feuer, das in dem weiten Gemache eine trauliche Wärme verbreitete; sodann öffnete er die Arme, schloß Tochter und Sohn ans Herz und meinte: „Wenn ich grausam wäre, Ada, hätte ich dich beim Worte nehmen und dich deines Versprechens nicht entbinden sollen. Es stand in meiner Macht.“

Mittlerweile war Frau Margarete herbeigekommen, die mit dem Liebespaare längst im Komplott gestanden war, und als sie hörte, daß Adas Versprechen aufs Tapet gekommen war, sagte sie neckend zu ihrem Manne: „Heinrich, du mußt mit mir, deiner Alten, vorliebnehmen! Die Jugend drängt es immer zur Jugend!“

„Ich gebe nie wieder ein schriftliches Versprechen!“ erklärte Ada. „Es kann einem doch unangenehm werden. Aber,“ und sie küßte den Vater herzhaft auf den Mund, „ich wiederhole doch, was ich als Kind so oft beteuerte: ‚Willy, ich liebe dich!‘“

Heinrich stand dabei und ärgerte sich, denn er sah nicht ein, daß seine Braut berechtigt sei, einen anderen Mann zu küssen als ihn.

Katherl.

(Ein Erinnerungsblatt.)

„Katharina“ steht im Taufscheine geschrieben, aber genannt wurde sie „Katherl“.

Schönere Kinder mag es gegeben haben; ein liebenswürdigeres hat nie geatmet auf Erden.

Ich erinnere mich daran, als wären seither nicht Jahre verflossen, wie ich sie zum erstenmale zu sehen bekam. Sehr gesellschaftsreif und salonrein war sie noch nicht, denn sie zählte genau volle acht Tage. Ich dagegen war schon erheblich älter — um vierzig Jahre etwa. Der immerhin bemerkliche Altersunterschied schien sich dem Abschlusse eines intimen Freundschaftsbundes unter uns entgegenzustellen. Aber wir beide ließen uns durch landläufige, ziffernmäßige Gründe nicht beirren; einander begegnen und sofort die besten Freunde sein, das war für uns ein leibhaftiges Kinderspiel ... Man weiß, daß neugeborene Leute sonst recht alt, wie ver-

wittert sich ausnehmen. Es ist, als seien sie, wenn sie zur Welt kommen, noch ein Bruchteil der schon mit sorgenschweren Jahrtausenden belasteten Menschheit, und als lösten sie sich erst nach und nach zu einem persönlichen Dasein los. Katherl war eine Ausnahme.

Mit acht Tagen lachte sie schon — so deutlich, so unverkennbar, als hätte sie ihr ganzes Leben zuvor nichts anderes gethan.

Und es war kein blödes, nur körperliches Lachen, sondern eines, in dem die Versicherung sich aussprach: „O, ich weiß sehr wohl, warum ich lache und was mir spaßig erscheint — ich will es nur nicht sagen, weil man mich sonst überhaupt zum Sprechen zwingen würde, ich aber als kleines Mädchen nicht vorlaut sein mag.“ Katherls Mutter behauptete sogar, das Kind habe sofort bei seinem ersten Auftreten gelacht. Das hielt ich aber für Übertreibung. Eltern sind meist verblendet, wenn es sich um rühmliche Besonderheiten ihrer Sprößlinge handelt. Ein Fremder urteilt da viel maßgebender, viel richtiger. Darum bezweifle ich, daß Katherl früher gelacht hat als mit acht Tagen und früher, als ich an ihr Bettchen trat. Von da an fand ich sie allerdings nie mehr anders als lachend; aber für mich — trotz aller Unparteilichkeit muß ich es ver-

zeichnen — hat sie ein ganz spezielles Lachen gehabt, eines vom Herzen zum Herzen, ein Lachen, das wie ein Kuß und eine schmeichlerische Neckerei zugleich war.

Wenn ich ihr Bild betrachte, das aus ihrem vierten Jahre stammt, dann muß ich noch heute lächeln, und dabei zucken mir die Augen, als ob eine Thräne an den Tag wolle. Vielleicht ist's nur die Wintermittags-sonne, die mich blendet . . . An dem Bilde lacht alles: der süße Mund mit den blanken Zähnen, das dumme Häubchen, dessen Bänder unter dem Kinn zusammen-geknüpft sind, das lange Hemd mit dem gezackten Be-satze, die nackten Arme, und sogar die paar Haare lachen, die unter dem Häubchen hervorlugen. So war sie, so guckte sie mir entgegen. Und ihr Lachen ging auf jeden über, der in ihre Nähe kam: sogar auf die Möbel im Kinderzimmer, und einmal gewahrte ich deutlich, daß der alte Papagei — ein Erbstück von der Urgroßmutter — über seine ganze Physiognomie lachte, als Katherl ihn auf dem Kopfe kraute und dazu eine Melodie zirpte, die sie von ihrer Kindsfrau aufgefangen hatte. Auch der kraushaarige Pudel lernte lachen, und die schneeweiße Katze „Mimi“ nicht minder. Kurzum, das Haus, wo Katherl aufblühte, war das lustigste, das man sich denken kann, obwohl es, im Grunde genommen, ein einfach stilles war, ein auskömmliches,

in dem Katherls Silberstimme von keinem kräftigeren Geräusche übertönt wurde.

Katherl fand an allem die heitere Seite heraus. Ihr kam es offenbar sehr unterhaltend vor, daß die Amme vorerst ihre ganze und einzige Nahrungsquelle war. Dann trat die Amme vom Schauplatze ab, Katherl ging zu leichten Erzeugnissen der Küche über, und auch der Reisbrei weckte ihre frohe Laune, aber die erste Schnitte Schinken, die man ihr verabreichte, erregte in ihr die gleiche optimistische Weltauffassung. Während sie Zähne „machte", verschmähte sie es, zu weinen, und ich glaube, wenn sie noch am Leben wäre und man ihr die Zähne reißen würde, sie wäre im stande, dem Zahnarzt höchst despektierlich ins Gesicht zu lachen. Das Talent zum Traurigsein hatte die Natur ihr offenbar versagt; vielleicht hat Katherl deshalb so früh das Feld geräumt — sie wäre sonst vielleicht doch noch traurig geworden, trotz des Mangels an Anlage.

Stundenlang pflegte ich mit ihr zu plaudern. Anfangs redete ich, und sie begnügte sich, zuzuhören; sie blickte mir horchend auf den Mund, und hie und da stimmte sie dem, was ich sagte, wie ein frohgelauntes Glöckchen bei. Geradezu fressen hätte man sie mögen, wenn sie über sich selbst lachte, über eine Ungeschicklich-

keit, eine Dummheit, die sie begangen hatte. Bei Gelegenheit ihrer ersten Gehversuche purzelte sie unaufhörlich nieder, verlor das Gleichgewicht, aber durch solchen momentanen Mißerfolg ließ sie sich nicht verstimmen. Je öfter ihre runden Beinchen umkippten, desto herzhafter lachte sie, und fiel sie auf die Nase und schlug mit der Stirn recht fühlbar auf den Erdboden, so stellte sie sich im Nu wieder aufrecht, zeigte mit einem Finger auf die Stelle, die sie schmerzte, und lachte hell und ehrlich, als wollte sie sich zurufen: „Dummes Mädel, das ich bin!“ Und ihre ersten Sprechversuche stimmten sie nicht weniger lachlustig. Monate rang sie darum, die zwei Worte: „Onkel Ferdinand“ auszusprechen; es klang immer wie „Otl Fidina“, aber sie bildete sich auch gar nicht ein, das Richtige zu sagen — nur war sie nicht die Person dazu, sich zu kränken oder aus Eitelkeit von weiteren Redeübungen abzustehen. Schlug sie sich durch einen Fall eine Beule, so wirkte auf sie diese Episode wie die Aufführung der tollsten Faschingsposse auf einen Erwachsenen ... Manchmal wurde Katherl ernst und wehmütig, aber nur für flüchtige Augenblicke, und zuletzt klang jedes ihrer Gemütserlebnisse in eine übermütige Heiterkeit aus.

In ihrem letzten Lebensjahre freute sie sich schon

von Mitte November an unbändig auf Weihnachten, und zwei Wochen vor dem heiligen Abend begann sie mit der Frage: „Wie oft werde ich noch zu Bett gehen müssen, bevor das Christkindl kommt?“ Und als es da war, und als der Tannenbaum erglänzte von Licht und Gold und sinnverwirrendem Flitter, und als Harzduft die festlich geschmückte Stube durchflutete, da machte Katherl nicht übel Miene, ein wenig zu flennen vor Jubel — aber sie überlegte sich die Angelegenheit noch zu rechter Zeit und lachte ein Weihnachtslachen, zu dem uns allen das Herz im Leibe den Chorus bildete … Nur mühsam war sie auf ihr Lager zu bringen, sie wäre dem Christbaume zu Ehren am liebsten die ganze Nacht wach geblieben. Und als sie endlich in die Polster gebettet war, träumte sie von der unsagbaren Weihnachtsherrlichkeit, träumte lachend und stieß hie und da, zwischen einem Atemzuge und dem andern, einen kurzen Freudenruf wie aus der Kehle eines Singvögelchens aus.

Nie habe ich an ihr ein Schmollen bemerkt, nie eine Bosheit. Näherten sich ihr Leute, die ihr nicht angenehm waren — und wie alle Kinder, so hatte auch sie ihre bestimmten Sympathien und Antipathien — so begnügte sie sich damit, in ihrer Gegenwart ein ruhiges, aber ernstes Gesicht aufzustecken und nicht die Spur

jenes Lachens zu zeigen, das man für unzertrennlich von ihrem ganzen Wesen hielt.

So eigentlich krank war Katherl nur einmal. Sie hustete und fieberte, und als der Hausarzt kam, schüttelte er bedenklich den Kopf. „Häutige Bräune,“ sagte er zu dem Vater. Katherl plauderte viel, blieb sanft und geduldig, nur ihr Lachen hatte sich zu einem Lächeln umgemildert. Als ich sie während ihrer Krankheit zum erstenmale besuchte, flüsterte sie müde: „Onkel Feldinand“ (zum „r“ hatte sie sich noch immer nicht aufgeschwungen, aber ein „l“ klingt ja gerade so schön!), dann wandte sie sich bei Seite und verfiel in Halbschlummer . . . Kurz bevor der Todesengel an sie herantrat, verfiel Katherl in Bewußtlosigkeit. Sie delirierte. Aber es waren keine erschreckenden Delirien. Katherl schien allerlei Spaßhaftes zu sehen und zu hören, und als es des Spaßhaften gar zu viel war, da konnte sie nicht anders als lachen, laut und vernehmlich, in einem letzten Glücksgefühle lachen. Uns aber, die wir Zuhörer waren, durchbohrte ein Schmerz, für den es keine Worte giebt, das Innerste.

Seit sie nicht mehr lebt, habe ich kein Lachen vernommen, das dem ihrigen geglichen hätte.

„Katharina“ steht im Totenscheine geschrieben, aber genannt wurde sie „Katherl“.

Nach zwanzig Jahren.

Im Sommer 1875 hatte ich Alfred zum letztenmale gesehen. Im Sommer 1895 sah ich ihn dann wieder. So blieben wir die besten Freunde; es gab keinen Zank, keine Meinungsverschiedenheit zwischen uns; der eine wurde nicht vom anderen enttäuscht und — was besonders wertvoll ist — auch der andere nicht von dem einen. Wenn man induktiv vom einzelnen auf das allgemeine, aus dem engeren ins weitere folgern darf, dann möchte ich die Behauptung aufstellen: das sicherste Mittel zur Erhaltung von Männerbusenfreundschaften bestehe darin, wenn die in Frage kommenden Buseninhaber wenig oder gar nicht persönlich zusammenkommen. Auf diese Art wird jedem Mißverständnisse vorgebeugt. Sogar der schriftliche Verkehr birgt schon gewisse Gefahren in sich. Je weiter die Distanz, desto sicherer die Erhaltung des innigen Bundes. Giebt es

doch sogar Eheleute, die sich nur zu trennen brauchten, um gut miteinander zu leben! Also, wie gesagt, Alfred und ich, wir hatten einander aus den Augen verloren. Bloß durch zwanzig Jahre. Uns genügte das Bewußtsein, einander zu schätzen und zu lieben. Mehr war nicht nötig. Etwaiges Ableben eines der Freundschaftskontrahenten wäre durch die Zeitungen mitgeteilt worden, und der Überlebende würde sicherlich nicht versäumt haben, dem Leichenbegängnisse beizuwohnen. Gerührt und bewegt. Man weiß, was man einem alten Kameraden schuldig ist.

Plötzlich, das Datum habe ich schon genannt, begegnete ich Alfred. Aus Rücksicht auf die Passanten der Ringstraße umarmten wir einander nicht. Aber im übrigen gaben wir durch untrügliche Zeichen zu erkennen, daß wir uns kaum zu fassen vermochten. Im Anfange fanden wir keine Worte, weil wir zu viel zu sagen hatten. Nach einer Pause der stummsten Freude legten wir aber mit Frage und Gegenfrage los. Jeder mußte berichten, was er während der langen Zeit getrieben und erlebt habe. Da war des Erzählens kein Ende. Wieso wir nie zusammengetroffen waren? Vorwiegend infolge meiner vielen Reisen. Etliche Monate im Jahre hatte ich unterwegs zugebracht. Der Sommer

pflegte Alfred ins Gebirge, mich aber an die See zu bringen. Und während der übrigen Zeit trat der unberechenbare Zufall zwischen uns. Eine der ersten Erkundigungen Alfreds ging dahin, ob ich verheiratet sei. Nicht im mindesten. Also auch keine Kinder? Nein. Da Alfred schon 1871 seinen Hausstand gegründet hatte, brauchte ich ihn über dieses Kapitel keinem Verhöre zu unterziehen. Nur wie Irma sich befinde, suchte ich zu erfahren. Vortrefflich; schön und von jugendfrischem Aussehen wie ehemals; ein Wunder an Konservierung.

„Du hast eine Tochter?"

„Ein entzückendes Mädchen."

„Madeleine, wenn ich mich recht erinnere?"

„Was für ein gutes Gedächtnis du hast!"

„Unter so intimen Freunden . . . Und ist sie die Einzige geblieben?"

„Nein, wir haben auch einen Jungen, Felix."

„Wie alt?"

„Siebzehn. Bereitet sich auf die Matura vor." Übrigens, meinte Alfred, könnte ich mich von alledem aus eigenster Anschauung überzeugen. Am nächsten Tage sollte ich zum Mittagessen kommen. Irma werde sich unsäglich freuen, mit mir zu plaudern. Sie hätte oft von mir gesprochen. Natürlich in der günstigsten

Weise. Oder noch besser: ich sollte ihn sofort heimbegleiten. Alfred verbiß sich in diese Idee. Meine Einwendungen blieben fruchtlos. Er versicherte mir, daß man ganz einfach den vorhandenen Löffel Suppe mit mir teilen werde. Mit einem so alten Freunde mache man keine Umstände. So ging ich denn mit — nach zwanzig Jahren.

Alfred hat ein angenehmes, mit Geschmack und Komfort ausgestattetes Heim. Man fühlt sich dort rasch behaglich wie in einem breiten, gepolsterten Lehnstuhle . . . Als ich Irma nach so langer Zeit wieder gegenübertrat, konnte ich mein Erstaunen in der That kaum unterdrücken. Die merkwürdige Frau sah wirklich aus wie vor zwei Jahrzehnten. Es scheint, daß in einer glücklichen Ehe ein Jungbrunnen liegt.

Nachdem ich etwa eine Viertelstunde mit dem Hausherrn und der Hausfrau allein gewesen, erschien Madeleine. Ein lebendiger Sonnenstrahl! Schlank und doch voll. Tiefdunkle Augen von überzeugender Beredtsamkeit. Auf dem Haupte eine Krone wie von feiner schwarzer Seide. Ohren wie Rosenblätter, in denen eine Perle Platz hat. Ein Mund zum Geküßtwerden. Der Gang einer übermütigen Königin. Eine Stimme, die sich einem wie eine Schmeichelei ums Ohr legte.

Kurzum, etwas Vollkommenes, wie die Natur es nur an Sonntagen hervorbringt. Und dabei so viel frohe Laune, so viel gesunde Vernunft, so viel treffende Einfälle! Und so jung, so jung in jeder Bewegung!

Ich werde ihr in aller Form vorgestellt — und was geschieht mir da? In der ersten Sekunde fühle ich, wie ich bis unter den Hemdkragen erröte. In der zweiten breche ich in ein helles Gelächter aus. Eltern und Kinder schauen mich verwundert an. In dem Bewußtsein, mich sehr dumm benommen zu haben, stammle ich einiges Unzusammenhängende, entschuldige mich mit Zerstreutheit, bitte das „gnädige Fräulein" um Verzeihung und ergreife endlich den rettenden Ausweg, zu behaupten, ich hätte mich zufällig an einen Scherz aus der letzten Nummer der „Fliegenden Blätter" erinnert. Von allen bestürmt, den Scherz zum Besten zu geben — er müsse ja köstlich sein, wenn ich durch ihn noch hinterher zu diesem Heiterkeitsausbruche veranlaßt werde, — und ich, in die Enge getrieben, erzähle eine alte Anekdote, über die niemand eine Miene verzieht — vielleicht, weil ich die Pointe aus dem Gedächtnisse verloren hatte und sie daher nicht mitteilen konnte . . . Während des Diners wechselten bei mir Verlegenheit mit gut oder schlecht unterdrückten Lachkrämpfen ab.

Nachträglich hat Alfred mir gestanden, daß er mich für verrückt hielt. Mir das! (Wie man in Trauerspielen sagt.)

Für den nächsten Abend wurde ich abermals eingeladen. Da gab es eine Menge Leute, Herren und Damen, die ich bisher nicht gekannt hatte. Man reichte mich als einen der ältesten Freunde des Hauses herum. Aus der huldigenden Aufmerksamkeit, die man mir erwies, schloß ich, daß Alfred mich den anderen Gästen als berühmten Löwenjäger oder Afrikaforscher bezeichnet hatte. Was der festliche Abend bedeuten sollte, erfuhr ich beim Champagner. Alfred erhob sich und verkündete urbi et orbi die Verlobung seiner lieben Tochter Madeleine mit dem ebenfalls anwesenden Herrn Hugo Langer, Oberlieutenant im soundsovielten Husarenregiment. Während dieser Proklamation betrachtete ich das Pärchen und konnte mir nicht verhehlen, daß es einen gar erquicklichen Anblick biete. Beide jung, beide voll Zukunft, beide noch ganz und gar unabgenützt vom wirklichen Leben. Natürlich mit dem Unterschiede, daß *sie* mehr träumerisch, *er* aber mehr genußfreudig sicher in die Welt schaute. Husaren-Oberlieutenants wissen eben in der Regel mehr vom Dasein als Bräute im Myrtenkranze. Und verliebt waren die zwei! Bis über ihre vier Ohren! Nur ein Blinder konnte das nicht

bemerken. Wie sie mit den Augen aneinander hingen, wie sie jede Bewegung, jeden Ton voneinander einsogen! Das passiert den Menschen nur einmal und nicht wieder.

Das Bild dieses Herzensbundes entzückte mich, aber ehe ich zum Entzücken gelangte, widerfuhr mir dasselbe Unglück wie bei Gelegenheit meines ersten Besuches: ich mußte lachen, laut, lärmend, unbändig lachen. Diesmal konnte ich nicht wieder, um meine Ungezogenheit zu verwischen, die „Fliegenden Blätter" zitieren. Zweimal hätte man mir die faule Ausflucht nicht geglaubt.

„Warum lachst du?" fragte Alfred arglos.

„Ach, nichts . . . Ich habe heute Obermayer begegnet — du weißt doch, den kleinen dicken Obermayer, der ehedem das Stichblatt unserer Bosheiten war."

„Kann mich nicht entsinnen . . ."

Na, ich auch nicht — aber ich kam durch, Alfred insistierte nicht weiter, und in der steigenden Flut der Glückwünsche und Trinksprüche geriet mein schlechtes Benehmen rasch in Vergessenheit.

Ich war gerettet. Aber noch lange hatte ich nicht die letzte Dummheit in Alfreds Hause begangen. Um es kurz zu sagen: bei der Hochzeitstafel stimmte ich wieder ein — für die übrigen — völlig unmotiviertes Gelächter an, und als ich dem nach vier Wochen von

seiner Hochzeitsfahrt zurückgekehrten jungen Paare den Antrittsbesuch abstattete, störte mein dummes Gelächter die stolze Feierlichkeit des Augenblickes. Madeleine hatte Grund, beleidigt zu sein, zumal ich nie mit ihr zusammentraf, ohne wenigstens leise Spuren eines unerklärten Lachbedürfnisses zu zeigen.

Wie das so geht, bekam Madeleine — nicht sofort, sondern nach einiger Zeit — eine kleine Irma, und als die süße Mama so weit war, daß man sich ihr als Gratulant nahen durfte, trat ich mit der Miene eines seiner Würde bewußten Patriarchen, wenn auch ohne wallenden weißen Bart, bei ihr ein — aber kaum hatte ich versucht, einige unpassende Worte zu sagen, als ich schon wieder zu lachen anfing, zu lachen, wie ein ungezogener Range von fünfzig Jahren.

Diesmal verlor Madeleine die Geduld. Und sie begnügte sich keineswegs damit, mir aus ihrem etwas bleichen Gesichte einen strafenden Blick zuzuschleudern, der sie trefflich kleidete, sondern sie raffte sich zu der Erklärung auf: „Jetzt wird mir's aber doch zu bunt! Wenn Sie nicht wollen, daß ewige Feindschaft zwischen uns entstehe, dann sagen Sie mir ein- für allemal, warum Sie mich nicht sehen können, ohne zu lachen. Bin ich denn gar so lächerlich?"

„Aber nicht im mindesten, gnädige Frau.“

„Nun also.“

„Auch lache ich nicht über Sie, wie Sie jetzt sind.“

„Früher haben Sie mich doch nicht gekannt . . .“

„Doch, doch.“

„Wann?“

„Als Sie zehn Monate alt waren.“

„So, war ich damals komisch?“

„Nein, nein, reizend, himmlisch, zum Anbeißen waren Sie.“

„Aber daran finde ich nichts, was Sie zum Lachen reizen kann.“

„So hören Sie, gnädige Frau! Ich verlebte einen Sommer in der Höldrichsmühle. Ihre Eltern, damals ein pudeljunges Ehepaar, hatten sich ebenfalls daselbst für einige Wochen eingemietet. Wir verbrachten den größten Teil der Zeit gemeinsam, wir unternahmen Ausflüge zu Fuß und zu Wagen, aber unsere beste Heiterkeit bestand darin, daß wir uns mit Ihnen beschäftigten. Ach, welch' ein herziges Kind Sie waren!“

„Habe ich mich etwa zu meinem Nachteile verändert?“

„Entschieden, gnädige Frau! Damals liebten Sie mich — heute ist das wohl kaum der Fall. Wenn ich auf der Bildfläche erschien, streckten Sie mir die

fabelhaft kleinen Händchen entgegen und Ihr Auge haftete fest an mir — Sie hatten eben schon frühzeitig guten Geschmack. Ihre Eltern und ich, wir wurden nicht müde, täglich neue Schönheiten an Ihnen zu entdecken, vielleicht auch solche, die gar nicht da waren."

„Oho, Sie Unartiger!"

„Eines Tages regte sich in Mama der Mutterstolz mit ungewöhnlicher Macht, und sie meinte: „Sie sollten Madeleine sehen, wenn sie gewaschen wird — ein kleiner Engel, dem nur die Flügel fehlen." Und nun wurde, damit ich Mama nicht für eine Aufschneiderin hielte, verabredet, ich solle mich um zwei Uhr nachmittags im Kinderzimmer einfinden. Ich kam dreißig Minuten zu früh . . . Pünktlich um zwei Uhr wurden Sie gebracht, aller Umhüllungen entledigt, auf einen sehr langen und sehr breiten Tisch gelegt — jetzt bitte ich Sie, mir ehrlich zu sagen, ob ich ernsthaft, ehrlich ernsthaft bleiben kann, wenn ich Sie nunmehr „gnädige Frau" anreden muß und Sie als Gattin und Mutter finde — ich kann mir nicht helfen, aber, ob ich will oder nicht, meine Phantasie beschwört immer wieder die Scene herauf, die ich vor zwanzig Jahren erlebte: Mama taucht einen riesigen Schwamm ins Wasser und fährt damit über den fein modellierten, rosig ange-

hauchten Körper, Sie schlagen ein wenig mit den Beinchen um sich, aber Sie weinen nicht, nein — Papa, Mama und ich, wir konstatieren, daß Sie lachen, ganz deutlich lachen. Und nun — Sie werden begreifen, daß ich lachen muß, wenn wir im Salon miteinander Gespräche führen wie in einem vornehmen Lustspiele und Sie so schrecklich klug zu reden verstehen . . . Ja, ja, nun liegen Sie für eine Sekunde mit dem Gesichte zur Tischplatte gewendet auf einem Polster, und ich gewahre mit Entzücken zwei Grübchen; etwas Appetitlicheres ist mir noch nie vorgekommen, zwei Grübchen, über die man in Enthusiasmus geraten muß, ob man will oder nicht. Ich konnte mir nicht helfen — es war stärker als ich — ich drückte auf jedes der Grübchen behutsam einen Kuß . . . Und jetzt sind Sie eine „gnädige Frau“ — man könnte sich totlachen!“

„Ich sollte Ihnen böse sein, denn Sie haben mich ohne meine Einwilligung geküßt.“

„Aber nicht auf den Mund! Dadurch wird mein Vergehen geringer.“

Jetzt war an Madeleine die Reihe, zu lachen. Ich war so diskret, sie nicht um den Grund zu fragen.

Eheringe.

(Eine Episode in Briefen.)

I.

Herrn Heinrich Meyer in Ostende, Grand-Hotel.

Lieber Freund!

Ich möchte Dir eine schriftliche Mitteilung machen, die es absolut nicht verträgt, daß jemand außer Dir sie in die Hand bekomme. Nun weiß ich sehr wohl, daß Deine ausgezeichnete Frau Gemahlin, der ich mich respektvoll empfehlen lasse, neben anderen trefflichen Eigenschaften auch diejenige hat, die an Dich persönlich gerichteten Briefe nicht zu öffnen. Aber es handelt sich in diesem Falle um eine so diskrete Angelegenheit, daß ich sicher sein möchte, meine Dir zu machende Eröffnung auch nicht eine Sekunde in eines anderen Hand zu wissen. Erweise mir also den Freundschaftsdienst, mir umgehend zu sagen, wie ich einen

Brief adressieren soll, damit er sofort einzig und allein an dich gelange. Im voraus vielen Dank. Dein alter

Otto Heller.

II.

Herrn Heinrich Meyer in Ostende, poste restante.

Lieber Freund!

Wie Du siehst, beeile ich mich, von Deiner gütigen Erlaubnis Gebrauch zu machen und Dir poste restante zu schreiben, mit der Bitte, Du mögest dieses Blatt unmittelbar nach Erhalt vernichten, denn man kann nicht wissen . . . Also höre meine Beichte: Du weißt, daß ich kein Pantoffelheld bin. In meinem Hause gilt niemandes Autorität als die meinige. Außer mir darf niemand eine Schneiderrechnung bezahlen. Jedoch, ohne meiner natürlichen Stellung etwas zu vergeben, halte ich darauf, daß der häusliche Friede gewahrt bleibe, und ich sehe nicht ein, warum ich wegen eines unliebsamen Zufalles einen Konflikt soll ausbrechen lassen, wenn ich ihm vorbeugen kann. Meine geliebte Frau hat den kleinen Fehler, ein wenig eifersüchtig zu sein, obzwar ich ihr nie auch nur den geringsten Anlaß dazu gegeben habe. Sie laboriert an der falschen Idee, daß ich die jugendliche Abenteuerlust noch nicht abgestreift habe, obwohl sie am besten

wissen sollte, wie lange ich schon in den Hafen der Ruhe eingelaufen bin. Nun ist mir etwas Unangenehmes widerfahren ... Zu Anfang dieses Sommers, bald nachdem meine liebe Gattin ihren Erholungsaufenthalt in Ischl begonnen hatte, wurde ich von Rheumatismus in der rechten Hand befallen. Speziell im Goldfinger verspürte ich so heftige Schmerzen, daß ich mich, zu meinem Leidwesen, bemüßigt sah, den Ehering, dieses mir unschätzbare Wahrzeichen eines beglückenden Herzensbundes, abzulegen. Da mein Rheumatismus sich so ziemlich gegeben hat und meine gute Frau bald fällig wird, ging ich daran, den Ehering hervorzusuchen. Denke Dir meine Bestürzung: ich finde ihn nicht, er ist verloren. Ich und Anna, das Stubenmädchen, ein sehr williges und eifriges Geschöpf, haben alles im Hause von oberst zu unterst gekehrt — der Ring ist fort, spurlos verschwunden. Wenn meine herzige Frau das erfährt, knüpft sie daran die gewagtesten Vorstellungen und glaubt mich schuldig nach einer Richtung, die mit meinem Charakter und meinen Gefühlen unverträglich wäre. Du kennst mich und weißt, wie schweres Unrecht mir da geschähe. Meine Frau darf von dem Verluste nichts erfahren. Was thun? Ich kann mir denken, was Du mir rätst:

Rasch einen anderen Ring kaufen und vor meiner Frau nichts dergleichen thun. Ganz recht, aber da beginnt die Schwierigkeit. Ein Ehering sieht nicht wie der andere aus, und namentlich Frauenaugen beweisen solchen kleinen Details gegenüber eine bewundernswerte Schärfe. Es handelt sich für mich darum, entweder eine möglichst genaue Beschreibung des Eheringes, den meine Frau trägt, oder gar den Ring selbst zu bekommen, damit ich imstande sei, ein zweites, ganz gleiches Exemplar anfertigen zu lassen. Wie Du Dich aus der Affaire ziehen willst, das überlasse ich Deinem Scharfsinn, Deiner Geschicklichkeit. Da Du in Ostende mit meiner teuren Frau verkehrst, findest Du wohl Gelegenheit, Dich der schweren Aufgabe zu entledigen. Es ist keine Zeit zu verlieren, denn Ottilie schreibt mir, daß sie nicht länger Geduld habe, fern vom Hause zu verweilen. Rasches und energisches Handeln thut not; ich gebe mich ganz und gar in Deine Hände.

Du kannst Dir nicht vorstellen, wie einsam ich diesen Sommer verbracht habe. Meine Berufsgeschäfte hinderten mich leider, eine Ferienreise zu unternehmen, ich blieb an die Scholle gebannt und führte ein stilles, freudloses Dasein. An den Abenden, das war meine einzige Erholung, fuhr ich in die Umgegend, um im

Freien zu soupieren. Eine weitläufige Verwandte, ein braves, junges Mädchen, das sich mühselig für die Oper ausbildet, begleitete mich manchmal. So fehlte es mir nicht an einer Ansprache, aber was bedeuten solche Surrogate im Vergleiche mit den Freuden des häuslichen Herdes! Hie und da besuchte ich eine hübsche Balletvorstellung. Die kleine Mizi, die Du persönlich kennst, hat sich erfreulich entwickelt und wird, glaube ich, Karriere machen. Sie läßt Dich bestens grüßen. Du magst Dir ausmalen, wie lebhaft ich mich darnach sehne, daß die trostlose Zeit des Strohwitwertums zu Ende gehe. Indem ich Dir die biedere Rechte drücke, bin ich Dein alter Otto.

III.

Lieber Otto!

Du sollst mit mir zufrieden sein. Eine glückliche Fügung hat es gewollt, daß Deine liebe Frau, die sehr wohl aussieht und sich prächtig erholt hat, ihren Ehering ebenfalls verloren hat. In einer Anwandlung von Vertrauensseligkeit gestand sie mir dieses Malheur ein. Sie wird noch heute an Dich schreiben, und zwar genau so, wie ich ihr geraten habe. Alles ist gerettet, kein Schatten wird auf den blanken Schild Deiner Moralität fallen. Wir sind oft mit Deiner

Frau beisammen. Zu unserem täglichen Umgange gehören zwei sehr nette belgische Offiziere, die sich uns angeschlossen haben, weil ich so gut Whist spiele. Sie kommen regelmäßig Donnerstag und Montag ... Die Frauen sehen uns nur zu.

Bestens grüßend

Dein

Heinrich.

IV.

Innigstgeliebter Otto!

Ich habe Dir schon neulich geschrieben, daß ich das Fernsein von Dir nicht länger zu ertragen vermag. Die Sehnsucht verzehrt mich, und da die Badesaison rasch ihrem Ende entgegengeht, will ich heimreisen. Es ist hier herrlich, aber wie wäre alles erst in Deiner Gesellschaft! Ich schließe diesem Briefe einige Zeilen an Anna bei, da ich Dich nicht mit Haushaltsangelegenheiten behelligen möchte. Sei so freundlich, ihr den Zettel zu übergeben. Jetzt das Wichtigste: Ich war während der letzten Tage sehr unruhig und hatte die Absicht, Dir die Ursache meiner Unruhe zu verschweigen. Da aber die Heimreise nahe bevorsteht, muß ich Dir doch die Wahrheit sagen. Seit vorigen Montag vermisse ich meinen Ehering. Ich pflege ihn, wie Du

weißt, jeden Abend abzulegen, und bin mir nicht klar darüber, ob ich ihn nicht, als ich seinerzeit früh morgens abfuhr, daheim vergessen habe. Sollte er in Verlust geraten sein, so wäre ich untröstlich. Wie viel bange Stunden hat mir diese Sache bereitet! Nicht nur, daß ich das unersetzliche Kleinod schmerzlich vermisse, so mußte ich auch dulden, daß Leute, die sich mir vorstellen ließen, mich bald für ein Fräulein, bald für eine geschiedene Frau, bald für eine junge Witwe hielten. Wenn ich nur wüßte, wie die Männer das machen, den Abgang des Eheringes so rasch zu bemerken! Am Montag, wie gesagt, bin ich erst darauf gekommen, daß mir der Ring fehlt . . . Nunmehr bitte ich Dich, da Du alles weißt, zu Hause den Ring suchen zu lassen und mir das Resultat mitzuteilen. Ich wäre namenlos glücklich, wenn Du mir Günstiges melden könntest. Wie viele Thränen ich vergossen habe, das kann ich Dir gar nicht sagen. Es küßt und umarmt Dich Deine ewig treue Ottilie.

V.

Herrn Karl Mühlhuber, Juwelier in Wien.

Geehrter Herr!

Da ich persönlich nicht abkommen kann, bitte ich Sie auf diesem Wege, mir nach beifolgendem Muster,

das ich jüngst bei Ihnen gekauft habe, einen zweiten Ehering anzufertigen — und zwar auch mit dem eingravierten Datum: „10. August 1884". Ihr ergebenster

Otto Heller.

VI.

Herrn Heinrich Meyer in Ostende, poste restante.

Teurer, einziger Freund!

Ring empfangen! Du bist ein Götterkerl! Rechne auf meine Bereitwilligkeit zu jedem Gegendienste. Dein dankbarer Otto.

VII.

Geliebte Ottilie!

In aller Eile und Kürze will ich Dich beruhigen: Dein Ring hat sich gefunden. Er lag in der Schublade Deines Toilettentischchens. Du brauchst Dich nicht weiter zu sorgen. Sobald Du hier bist, kannst Du den Ring in Empfang nehmen. Wie freue ich mich darauf, Dich wiederzusehen! Ich finde keine Worte, um Dir meine Freude auszudrücken, auch muß ich schließen, weil ich heute abend eine dringende Konferenz habe. Es ist ein Geschäftsfreund aus Paris hier, mit dem ich eine wichtige Besprechung verabredet habe. Im Geiste weile ich bei Dir. In unwandelbarer Treue

Dein Otto.

VIII.

Teurer Otto!

Deine Mitteilung hat mich namenlos beglückt, ich bin, seit ich Deine lieben Zeilen besitze, im siebenten Himmel. Jetzt darf ich Dir auch gestehen, daß mir durch die Ring-Affaire meine Ferien völlig vergällt und verdorben waren. Da alles wieder gut ist, werde ich trachten, mich ein wenig zu erholen. Zu diesem Behufe werde ich, statt direkt nach Hause zu reisen, für vierzehn Tage zum Besuche meiner Tante Bertha nach Berlin gehen. Ich bin überzeugt, daß Du damit einverstanden bist, denn es ist ja immer Dein Wunsch, daß ich mich im Sommer gründlich erhole, um den Anforderungen der Winter-Saison gewachsen zu sein.

In aufrichtiger Liebe Deine

Ottilie.

P. S. Sei so gut, mir nach Berlin per Adresse von Tante Bertha etwas Geld zu senden, aber nicht gar zu viel.

Großmütterworte.

So etwas ärgert mich. Weil jede Ungerechtigkeit mich ärgert. Ich meine den ererbten Mißbrauch, daß die vielen, allzu vielen Leute, die für den Druck schreiben, sich seit jeher mit Kinderworten, dagegen fast gar nicht mit Großmütterworten befassen. Man wird nicht müde, dem Kindermunde zu horchen, und das, was ihm Ursprüngliches, drollig Rührendes, ernsthaft Possierliches entströmt, zu verzeichnen und vor aller Öffentlichkeit festzustellen. Über die Nachkommen vergißt man aber die Vorfahren, als sagten diese ganz und gar nichts, was der Wiedergabe wert und würdig wäre. Ich weiß, ich weiß: erwachsene Leute sind schablonisiert, sprechen Eines so wie Alle, und Alle wie Eines, Sitte und Umgang haben sie gleichgeschliffen, und sie hüten sich, etwas anderes zu sagen, als was sich mit gesunder, regelrechter, rotwangiger Vernunft in Übereinstimmung bringen läßt. . . . So höre ich

einen vielköpfigen Schwarm mir entgegenperorieren. ... Aber, halt, meine Damen und Herren! Sie wiederholen nur, was Überlieferung Ihnen eingeimpft hat. Erwachsene Menschen mögen, wenn sie nicht absichtlich geflügelte Aussprüche produzieren, nichts vorbringen, was sich an zumeist erheiternder Eigentümlichkeit mit den bewußten Kinderworten zu messen vermag. Aber — und nun sehen Sie, worin die Schwäche Ihrer Argumentation liegt — Großeltern sind nie erwachsen, gleichviel ob sie fünfzig oder siebzig Jahre zählen. Großeltern sind Kinder, sie wandern auf der Linie des Lebenskreises mehr oder minder rasch nach dem Ausgangspunkte zurück. Vater und Mutter bewahren in der Regel den Charakter, der ihrer Daseinsstufe entspricht. Großvater und Großmutter werfen Jahrzehnte von sich wie einen Handschuh, wie einen leichten Schleier. Vater und Mutter werden durch das Kind närrisch. Großvater und Großmutter werden durch den Enkel dumm, aber ihre Dummheit hat etwas so Liebenswürdiges an sich, daß der beobachtende Dritte sich sagen muß: „Es giebt doch nichts Vernünftigeres, als derartig dumm zu sein. Wo man Glück findet, dort liegt die richtige Klugheit, ja manchmal ist der mit Willen Dumme recht eigent-

lich der Weiseste der Weisen." Meine Freundin Rosa zum Beispiel war eine unheimlich gescheite Frau. Aber seit ihre Tochter, Frau Else, den guten Einfall gehabt hat, einen Stephan zur Welt zu bringen, ist sie ganz dumm geworden. Sie kann noch immer über Fragen der Kunst, der Litteratur, der Gesellschaft richtig und gedankenreich reden, aber lieber ist's ihr doch, wenn man das Gespräch auf Stephan bringt. Sie versichert, daß er, obwohl erst etwas über ein Jahr Mitglied der Erdbewohnerschaft, sich schon verständlich mache. Natürlich sagt er mit Vorliebe: „Großmama". Um Zeit und Mühe zu ersparen, stößt er nur die drei Selbstlaute hervor: „o, a, a". Das genügt. Sein Vater behauptet, das heiße: „Oh, Papa!", die Mutter neigt zu der Annahme hin, er wolle: „Oh, Mama!" ausrufen, Frau Rosa weiß es besser. „O" ist eine allgemein übliche Abkürzung für das Eigenschaftswort der Größe ... Stephan hat noch keine Zähne, allein der Schlaukopf ahnt, daß er welche bekommen wird, und wenn man ihn darnach fragt, steckt er sich eine Faust in den Mund und thut, als ob er sie rücksichtslos abbeißen wollte .... Er ist sich klar über Alles, was er macht, und benennt es immer richtig, natürlich auf seine Art; man muß nur trachten, ihn

zu begreifen. — Du lieber Himmel, in seinen Jahren drückt man sich anders aus als später, und Deutsche und Chineser können einander auch nicht verstehen, wenn nicht die einen Chinesisch und die andern Deutsch können, oder ein Dolmetsch zwischen ihnen vermittelt. Die Großmutter trägt den Dolmetsch im Herzen.

Wie gesagt, es ärgert mich, daß man Großmütterworte nicht auffängt wie Kinderworte. Aber es giebt Entschuldigungen, Begründungen für diese Unterlassungssünde. Alle, die ein Kind umgeben, lauern darauf, etwas von ihm zu vernehmen. Man pflückt ihm die Laute von den Lippen, wie süße, saftige Kirschen vom Gezweige. Sobald es wirklich etwas spricht, stürzt des Kleinen Umgebung sich auf das Gesprochene, um dieses zu erhaschen, ehe es sich verflüchtigt hat. Eltern, Großeltern, Onkel, Tanten, Hausfreunde, Kindsfrau, Erzieherin und noch andere Zeitgenossen, geben sorgsam acht, lassen sich eine kindliche Äußerung gewiß nicht entgehen, prägen sie ihrem Gedächtnisse ein, erörtern sie zuerst im Engeren, treten dann mit ihr vor eine beschränkte Öffentlichkeit hinaus und machen sich schließlich zu Quellen für die Kindermund-Litteratur. Wie anders die Großmutter! Niemand findet etwas daran, daß sie spricht, geläufig spricht, niemand mutet

ihr Naivetät zu, niemand fühlt sich berufen, ihr neugierig zu lauschen. Wenn sie noch so Geistvolles vorbringt, wird nicht leicht jemand staunen, oder die Prophezeiung wagen, aus dieser Frau werde etwas Besonderes werden. Wer aber mit scharfen Augen hinsieht und mit scharfen Ohren hinhört, der gewahrt, daß eine Frau, die einen Enkel hat, Dinge sagt, die ihr vor seinem Vorhandensein nie in den Sinn kamen. An dem Geburtstage eines Enkels wird die Großmutter geboren. Von diesem, dem zweiten Geburtstage an, hat sie einen neuen Denkapparat und eine neue Zunge. Was sie früher war, streift sie ab. Dabei aber braucht sie nicht zu altern. Es giebt Großmütter genug, in die man sich verlieben kann. Ich weiß das aus Erfahrung. Und darin ist nichts Merkwürdiges, denn eine Tochter von achtzehn Jahren kann eine Dame alt machen, ein Enkel von achtzehn Monaten macht sie jung, denn ein Monat ist bekanntlich nur das Zwölftel eines Jahres, und das bißchen Unterschied zwischen zweiter und dritter Generation fällt nicht ins Gewicht. Die Großmutter, den Enkel im Arme, fühlt sich wieder Mutter, und da blüht ihre Jugend von neuem auf; sie hat nicht übel Lust, eine Anmaßung darin zu finden, daß ihre Tochter das erste

Anrecht auf das Kleine erhebt. Ohne die Großmutter wären Mutter und Kind nicht — braucht es noch einer Darlegung, wer in dieser Dreiheit am wichtigsten ist?

Übrigens wollte es mir schon oft scheinen, als seien auch die Enkel — ihrer Mehrheit nach — der Ansicht, die Großeltern hätten mehr für sie zu bedeuten, als die Eltern. Nummer Eins und Nummer Drei reichen einander über Nummer Zwei hinweg die Hände, sie verspüren, daß sie ganz und gar für einander da sind, während Nummer Zwei auch noch andere Interessen hegt und pflegt. Innigere Freundschaften als zwischen Nummer Eins und Nummer Drei giebt es schwerlich; erfährt man, wie diese von jener verhätschelt wird, so möchte man in dem, was Mephisto dem Schüler sagt, eine Änderung eintreten lassen: „Wohl dir, daß du ein Enkel bist!“ Man weiß genug über ihr Verhältnis, wenn man sie im Verkehre miteinander betrachtet. Sie haben tausend Geheimnisse miteinander, sie sind voll wichtiger Mitteilungen, die einen, die Jüngeren, finden bei den anderen ein Unmaß von Güte und Teilnahme und Verständnis und Schwäche, und oft, wenn der Enkel etwas angestellt hat, was die Eltern nicht wissen dürfen, vertraut er sich den Groß-

eltern an, mit besonderer Offenherzigkeit der Groß-mutter, und zwischen ihm und ihr wird dann eine Verschwörung abgekartet, damit Vater und Mutter nichts erfahren. Der kleine Enkel dünkt sich selber eine wichtige Person, weil die Großeltern sich mit ihm unablässig beschäftigen. Diese verjüngen sich im Verkehre mit den Halbwüchsigen, und so entsteht gute Kameradschaft zwischen blonden Löckchen und eisgrauen Scheiteln, zwischen dem schattenden Flaum auf der Oberlippe und dem wallenden, schneeweißen Vollbarte des Weihnachtsmannes. Mein Neffe Fritz dachte ehemals, man könne überhaupt niemand Anderen besuchen, als seine Großmama. Bei ihr fing seine Welt an, bei ihr hörte sie auf. Fiel jemand ihm auf der Straße aus irgend einem Grunde auf, so stellte er ihn mit der Frage: „Gehst du zur Großmama?" Die Antwort wartete er selten ab. Kinder fragen, um zu fragen.

Großeltern und Enkel reden — namentlich, wenn diese sich im ersten Knospenstadium befinden — eine Sprache miteinander, in die ein Fremder nicht eindringt. Nummer Drei hat eine erstaunliche Gabe, sich auf das Fassungsvermögen von Nummer Eins herabzustimmen. Nummer Zwei versteht das lange nicht

so gut. Daher kommt es, daß in manchen Situationen die Großeltern nicht recht einsehen, warum sich die Eltern zwischen sie und die Enkel wichtigthuerisch einschieben. Man würde auch ohne Papa und Mama fertig werden, die ohnehin nur Gelbschnäbel sind, die sich auf das Kind nicht wenig zugute thun.

Böse, giftige Schwiegermütter kommen in der Wirklichkeit beiweitem seltener vor, als in geistlosen Lustspielen. In der Regel ist die Schwiegermutter viel erträglicher, als hilflose Dramatiker uns weismachen wollen. Aber selbst die idealste Schwiegermutter trägt dem Schwiegersohne nach, was er gethan hat. Daß er die Tochter geheiratet hat, war ja ganz recht, aber er hätte sie doch nicht wegheiraten sollen, vom Mutterherzen, nicht weg von der elterlichen Oberhoheit. Ferner nimmt sie ihm übel, daß er sich eine solche Haltung giebt, seitdem das Erstgeborene auf der Welt ist — „als ob das ohne ihn nicht hätte kommen können," sagt Großmutter sich, wenn sie gegen den Menschen, der sich so zudringlich an ihren Enkel herannaht, besonders ergrimmt ist. „Ohne ihn — nein, es wäre doch nicht gegangen," berichtigt sie sich im Stillen selbst und verfolgt den Gedankengang: aus der Erde wachsen die Enkel nicht, irgend ein Schwiegersohn war not-

wendig, und noch besser dieser als ein anderer. Großmutter lernt ihn als notwendiges Übel ertragen, liebt ihn, weil er den süßen Enkel verschuldet hat, und haßt ihn fünf Minuten täglich, weil er zwischen ihr und dem Enkel steht und großsprecherisch betont: „Mein Sohn" — als ob es nicht auch ihr Sohn wäre, zweiter Hand, auf Umwegen ... Aus solchem Zwiespalte erwachsen Großmütterworte, die mit den unglaublichsten Kinderworten den Wettkampf aufnehmen können. Dagegen würde es schwer halten, Großväterworte einzufangen. Wir Männer verstehen uns aufs Schweigen, sogar Enkeln gegenüber, und doch meine ich, daß die Großväter, wenn möglich, noch dümmer sind als die Großmütter. Der zeitlebens noch in Pose begriffene Litteraturlöwe Frankreichs, Viktor Hugo, hat uns ein Buch über die „Kunst, Großvater zu sein", geschenkt. Wenn er mit den hohepriesterlichen Geberden und Tiraden zu Ende ist, erwacht der wirkliche, leibhaftige Großvater in ihm, und er freut sich kindisch, wenn er seine Enkelkinder in den Pariser Tiergarten führt und dort von ihnen zoologische Entdeckungen hört, wie „Les lions, c'est des loups" oder die Charakteristik des Elephanten: „Er hat Hörner im Munde" ... Und so oft ein echter Dichter sich in seiner Eigenschaft als Großvater auf-

thut, greift er uns zutiefst ans Herz. Ein Poet, der gerne die Maske des weltmüden Lebemannes vornahm, Franz Dingelstedt, träumte davon, seine Enkel würden, wenn „Tante Susi“ ihnen ein deutsches Märchenbuch vorlese, sich auch an der italienischen Sprachgrenze, wo sie aufgewachsen, ihrer deutschen Abstammung bewußt sein:

„Dann ruft ihr hoch- und wohlgemut:
In uns auch fließt das deutsche Blut!
Der Großpapa, nun manches Jahr
Schon tot, ein deutscher Dichter war.
Der hat in einer Frühlingsnacht
Eigens für uns dies Lied gemacht.
Alljährlich sprecht ihr's, als Terzett,
Zum Wiegenfest an Mammis Bett.
Sie kehrt sich still, abseits zur Wand
Und flüstert: Vater ... Vaterland.“

In den Enkeln leben die Großeltern ins dritte Geschlecht hinaus. Die Großmütter sollten deshalb den Schwiegersöhnen freundlich gesinnt sein, ohne Rückhalt, und keine bösen Großmütterworte wider sie loslassen ... wenn ich eine Großmutter wäre, ich würde mir, um mich in bedingungsloser Milde zu zwingen, ausmalen, wie das einmal sein wird, wenn ich nicht mehr da bin: Den Söhnen und Töchtern, die voll im

Leben stehen, mag mein Bild sich verwischen. Die Enkel, auf denen noch die eine oder andere Feder von den Kindheitsfittigen haftet, schwätzen von den Großeltern, die so gut und lieb zu ihnen waren, und etliche Augen werden feucht, sanften Schrittes kommt die Erinnerung daher, über die Zurückgebliebenen wölbt sich eine Kirche, in der eine Seelenfeier für die Vorausgegangenen abgehalten wird . . . Und vielleicht zitieren die Kinder oder die Enkel eines der geflügelten Worte, die sich dann ausnehmen mögen gleich getrockneten Blumen unter Glas: „Du weißt ja noch, wie Großmama zu sagen pflegte . . .“

Meine Uhr.

Neulich hat jemand mich für verrückt gehalten. Auf seine Bemerkung, daß ich als kinderloser Ehemann ein sehr wohlfeiles Leben führen müsse, erwiderte ich: „Nun ja, ich habe keine Kinder, aber eine Uhr. Das kommt finanziell auf dasselbe hinaus." Der andere sah mich entsetzt an, und ich verstand seinen Blick, aber was ich damals gesagt, ich halte es aufrecht: Für das Geld, das meine Uhr mich kostet, könnte ich einen Sohn Lyrik studieren lassen. Nur wer keine launenhafte Uhr hat, wird mich spöttisch belächeln. Aber, meinen Kopf möchte ich darauf wetten, daß fast jeder Leser schon unter den Kaprizen seiner Uhr gelitten hat, der eine mehr, der andere weniger — das ist eben Menschenloos, viel Sonne oder viel Dunkel, je nachdem Schicksal oder Zufall (ich weiß es nicht sicher) dem Sterblichen geneigt ist. Ein weit verbreitetes Vor-

urteil geht dahin, die Uhr habe die natürliche Bestimmung, uns zu belehren, wie spät es sei — ein Vorurteil, ähnlich der Mähre, daß die Regenschirme zum Schutze gegen das Durchnäßtwerden des Menschen geschaffen wurden. In Wirklichkeit, man muß den Mut haben, es endlich einmal auszusprechen, sind Uhren da, um repariert, Regenschirme, um „in Gedanken" stehen gelassen zu werden. Ich denke, indem ich das sage, vorwiegend an die Taschenuhr, die man in der Weste trägt. Mit der Pendeluhr ist es in der Regel etwas besser bestellt; sie gehört zu dem ehrwürdigen, hochgeachteten Hausrate, sie bleibt konservativ dort, wohin man sie einmal gehängt hat, sie sieht sich nur selten einem Abenteuer ausgesetzt. Eine gewisse Würde, die alle Vertraulichkeit fernhält, wohnt ihr schon dadurch inne, daß in der Regel nur das Familienhaupt sie behandeln darf. Ich bin wahrlich kein Haustyrann, aber wenn jemand anderer als ich bei mir daheim die Wanduhr aufzöge, ich würde unbeschreiblich wild, vielleicht sogar grob werden. Die Taschenuhr dagegen, die einen einzelnen Menschen jahrelang beherrscht, steckt voll Tücken und wunderlicher Einfälle. Heute bekommt das Glas einen Sprung, morgen bleibt sie stehen, ein anderesmal geht sie vor, ein drittesmal nach, der Metall-

deckel verbiegt sich, oder wenn sie nachts lange im Wirtshause sitzt, bekommt sie etwas Bier in die Eingeweide, wird unwohl und muß behandelt werden. In neuester Zeit, seit die Elektrizität überall ins tägliche Leben eingreift, braucht man nur eine halbe Stunde in der Nähe einer Dynamomaschine zu verweilen, und die Uhr wird magnetisch und bedarf einer fachmännischen Entmagnetisierung. Was aber jeder Taschenuhr immer notthut, das ist Reinigung. Die meinige habe ich noch nie einem Uhrmacher gezeigt, ohne daß er feierlich erklärt hätte: „Lieber Herr, die muß gründlich gereinigt werden.“ Ein Glück noch, daß man von den Uhren keine Rückschlüsse auf deren Eigentümer zieht!

Meine Uhr hat mich schon ein kleines Vermögen gekostet. Kürzlich war ihre Feder überdreht! Mechanisch griff ich nach der Westentasche, um mir immer von neuem über die momentane Trennung klar zu werden. Sie fehlte mir; habe ich sie aber wieder, so nützt sie mir nichts, denn alsbald passiert ihr irgend ein neues Unglück, und eigentlich ist sie überhaupt ein unnützes Möbel, denn wo man sie am notwendigsten braucht, leistet sie ohnehin keine Dienste; auch wenn sie regelrecht geht, pflege ich die Eisenbahnzüge, die

vor 7 Uhr morgens abfahren, zu verschlafen. . . . Weil die Gelegenheit sich so schicklich ergiebt, gestehe ich es unbarmherzig: Sie ist nur eine Kostgängerin, zu nichts gut, eine Mitesserin, die so thut, als ob sie etwas leisten würde. Wer über die Uhr nachdenkt, muß einen tiefen Haß gegen sie fassen. Erstens und zweitens, weil ihre Erhaltung einen bedeutenden Posten im Budget ausmacht. Drittens, weil sie etwas Betrübendes an sich hat: sie zeigt uns ad oculos, wie rasch die Gegenwart zur Vergangenheit wird, wie das Leben uns unter den Händen entschlüpft, wie wir keinen Moment festzuhalten vermögen — sie ist ein memento mori, ohne Mitgefühl giebt sie uns zu verspüren, daß jeder von uns ein Strom ist, der ohne Aufenthalt der Mündung in den Großen Ozean entgegenläuft. Könnte sie reden, so würde sie uns höhnisch daran erinnern, daß ein normaler Mensch von sechzig Jahren, die er erreicht, 15 bis 20 Jahre verschläft. Man sollte jemand, den man liebt, keine Uhr schenken, und doch bildet die erste Uhr, die wir bekommen, unseren Jugendstolz, etwa wie die erste Cigarre oder das erste lange Kleid. Erst wenn wir den Zeitmesser mit uns herumtragen, dünken wir uns wirkliche Mitglieder der menschlichen Gemeinschaft.

Nur im Rausche — gleichviel ob Liebe, Eitelkeit oder spirituöse Getränke ihn hervorbringen — täuschen wir uns darüber, daß die Uhr still aber unaufhaltsam unser Grablied summt. Friedrich Schiller hat das in die Worte gefaßt: „Die Uhr schlägt keinem Glücklichen.“ Wie wir Erdenkinder aber sind, wir freuen uns am heftigsten dort, wo zur Freude kein richtiger Anlaß vorliegt. Wir begehen festlich unsere Geburtstage — je später, desto festlicher — obwohl sie uns zum Bewußtsein bringen, daß wieder ein Stück Faden abgesponnen sei und die große Schere näherrücke. Wir hätscheln die Uhr, obwohl sie uns unsere Flüchtigkeit mit Ziffern nachweist. Jede Uhr hat eine gewisse Verwandtschaft mit einem abgelegten, alten Kalender, in dem zu lesen steht, wie weit wir uns schon verbraucht haben. Ich kenne keinen Uhrmacher intim — auch will ich nicht, denn ich hasse sie alle! — aber ich meine, sie müssen Philosophen sein, gleich den Totengräbern; sie begraben die Zeit, sie sind die Schrittmesser auf dem Daseinswege ihrer Kunden. Deshalb wundert mich gar nicht, daß eine der größten Schriftstellerinnen, unsere gefeierte Marie Ebner, in ihren Mußestunden die Uhrmacherei betreibt. Einer feinen Poetin können die merkwürdigsten Gedanken kommen, wenn sie das schein-

bar leblose Räderwerk handhabt, das, einmal in Gang versetzt, unserer Daseinslust den bittersten Hohn entgegentikt. Und ich begreife auch den Schmerz des fünften Karl, der sich im Kloster Sankt Just vergeblich bemühte, soundsoviele Uhren in völlig gleichem Gange zu erhalten. Er, der der Macht entsagt hatte, klammerte sich an sie, wo sie ihm nicht zu eigen sein konnte: in der Beherrschung der Zeit oder doch ihres beredtesten Dolmetschers. Hätte er in den Tagen der Elektrizität gelebt, er würde sich über seine Schwäche getäuscht haben, denn heute läßt sich eine Gesellschaft von Uhren gemeinsam regieren. Die europäische Mittelzeit einer Reihe von Eisenbahnen beweist es. In Paris gehen seit einigen Jahren die auf den Kaminen aufgestellten Uhren aller besseren Gasthöfe, elektrisch geregelt, auf die Sekunde gleich. Aber das sind keine Taschenuhren, und vorderhand hat die Technik es nicht so weit gebracht, daß sie jedem Staatsbürger eine persönliche elektrische Leitung als Verbindung mit einer Zentralstation zuführt. Und die Taschenuhr speziell — wie schon gesagt — ist es, die ich in ihrer ganzen Schändlichkeit öffentlich annageln möchte; ich verabscheue sie, besonders aber die meinige, denn sie frißt mein Leben auf und außer meinem Leben einen Teil meines Einkommens.

Am besten sind die Armen daran, die ihre Uhren versetzen, denn ihnen wird es nie so ganz und gar deutlich, wie die Stunden auf Windesflügeln enteilen. Aber auch sie sind merkwürdigerweise nicht völlig zufrieden mit ihrem Lose. Auf die Bemerkung, daß die Morgenstunde Gold im Munde habe, antwortete ein Uhrloser mir: „Und doch stehen die ärmsten Leute in der Regel am früheſten auf.“ Dieser Ironiker glaubt vielleicht, daß ein goldener Chronometer mit zum irdischen Glück gehöre. Er würde anders denken, wenn er die seitens einer Taschenuhr geübte Tyrannei auf die Dauer erdulden müßte. Er würde dann die Nachtseite des Erdendaseins in einer neuen Form kennen lernen!

Will man sich den Luxus erlauben, ehrlich zu sein, so muß man allerdings die an ihren Uhren Leidenden aufmerksam machen, daß starke Charaktere manchmal in dem bewußten Zweikampfe die Oberhand behalten, wenn auch nur für eine kurze Weile. Schon mehrmals, wenn es meiner Uhr einfiel, stehen zu bleiben, legte ich sie einfach mit einem verächtlichen Lächeln beiseite, in eine Schublade, unter alte Briefe oder verblaßte Photographien, und nach ein paar Tagen ging sie wieder von selbst, freiwillig — die Verbannung hatte sie gelangweilt. Aber nur hie und da giebt sie als die Klügere

nach, meistens macht sie so lange Strike, bis man sie wieder in die Uhrenfrische schickt, von wo sie dann mit einer neuen Feder oder gar mit einem neuen Mantel wie verjüngt zurückkehrt.

Zuweilen, wenn auch selten, kommt es vor, daß die Uhr uns eine Annehmlichkeit bereitet. Man sieht, wie unparteiisch ein redlich denkender Mann sogar gegen eine Feindin sein kann ... Sie liegt auf dem Nachtkästchen neben meinem Bette. Schlafe ich gut, so geht sie mich nichts an. In schlaflosen Stunden erzählt ihr Tik-Tak mit feinem Stimmchen, daß etwas in meiner Nähe lebt und sich bewegt, und da spinnt sich ein Band zu der Welt draußen, von der man nichts vernimmt — außer auch wieder die Stimme der Zeit, den Schlag der Turmuhr ... des Morgens, sobald ich erwache, sehe ich sie an. Im Winter unterhandle ich mit ihr, sie möge mich noch eine Viertelstunde schlummern lassen — gerade diese Viertelstunde ist die süßeste! — Im Sommer aber weiß ich ihr Dank, daß sie mich mahnt, den jungen Tag zu suchen, vielleicht im Waldesgrün, auf Bergeshöhe, am brausenden Wasserfall, in der von Blumen umwucherten Laube — oder gar in altväterischer Postkutsche, deren Lenker man „Schwager“ nennen darf, so man ihm ein ansehnliches Trinkgeld verabreicht, und

der dann ein frohes Stücklein bläst, natürlich immer dasselbe . . . Die liebe, brave Uhr, die uns gemahnt, wieviel Schönes es zu sehen giebt — sogar Sonnenaufgänge, von denen die meisten Menschen erzählen hören, ohne sie je mitgenießend zu erleben!

Aber vorwiegend machen doch die schlechten Eigenschaften der Uhr sich geltend. Nicht einmal die Weckuhr mag ich leiden, denn sie läßt uns nicht die Freude, freiwillig den Morgenschlaf für etwas Besseres herzugeben, sondern mit ihrer schnarrenden Stimme erinnert sie uns befehlshaberisch an Pflicht, an Vorsatz, an „des Dienstes ewig gleichgestellte Uhr" — sie rasselt an unseren müden Nerven aus dem Jahrhundertende — nein, wir können sie von wegen ihrer Pünktlichkeit achten, hochachten, aber lieben nimmermehr! Also da wäre die Taschenuhr mit der diskreten Art, wie sie dem halb Erwachten einen Rat giebt, noch vorzuziehen? Ja, aber gegen ihr bißchen löblicher Eigenschaften steht eine Armee von unangenehmen. Jede Uhr ist ein Scheusal. Das empfanden die gesellschaftlichen Gesetzgeber, als sie ausdrücklich geboten, auf Bällen und großen Soireen dürfe man keine Uhr tragen oder mindestens keine Kette, die auf eine Uhr als Endpunkt schließen lasse. Wo der Mensch sich in gehobener Stimmung befindet, wo er

den Becher der Lust an die durstigen Lippen setzt, soll er den Lauf der Stunden vergessen, der Genuß soll den Zauberschein der Unendlichkeit gewinnen — Romeo, einem Shakespeare zum Trotze, immer und immer in dem Traume sich wiegen, es sei die Nachtigall und nicht die Lerche . . . Aber die Feste sind die Ausnahmen, und auch die Liebe hat ihre Pausen. So tritt die leidige Uhr immer wieder ihre Gewaltherrschaft an und macht uns immer wieder klar, wie entsetzlich es sei, daß wir auf der Welt überhaupt so wenig Zeit haben. Und wir kommen dahin, den Papagei, den Elefanten um ihre Lebenszeit zu beneiden oder die Drachenbäume und Affenbrotbäume, die es auf fünftausend Jahre bringen. Was könnte unsereins leisten, wenn er solche fünfzig Jahrhunderte zur Verfügung hätte, um Artikel für den Druck zu schreiben, oh lieblicher Leser!

Vielleicht liegt es in unserem Berufe, daß die Zeitungsmenschen mehr als mancher andere peinlich empfinden, wie die Uhr zu dem Wappen des Saturn gehört, der seine eigenen Kinder speist. Der Journalist erwartet unablässig Ereignisse, und kaum sind sie eingetreten, so sind sie auch schon vorüber und in der nächsten Stunde vergessen, und die Uhr geht — falls sie nicht stehen bleibt — kalten Blutes weiter, und wir

sehen, wie die Stunden untersinken, nachdem sie verschlungen, was sie zuvor geboren haben.

Man müßte ganze Bände vollschreiben, um all die Gelegenheiten aufzuzählen, in denen die Uhr ihre Unausstehlichkeit an den Tag legt. Nach Rabelais, dem lachendsten Franzosen, heißt „le quart d'heure de Rabelais“, zu Ende einer köstlichen Schmauserei die letzte Viertelstunde, in der es ans Zahlen geht, auch wenn der Gast kein Geld hat. . . . Oder, um uns andere durch den Stand des Zeigers markierte Unliebsamkeiten vorzustellen: wie oft ziehen wir die Uhr und stecken sie ungeduldig wieder in die Tasche, wenn wir beim Barbier, der uns den Bart scheren, oder beim Zahnarzt, der uns freundlichst vier oder fünf Stockzähne ziehen soll, überlange warten müssen! Wie ich mich kenne, würde meine Uhr mich auch ärgern, wenn ich wegen Raubmordes hingerichtet werden sollte und der Scharfrichter nicht die gute Form beobachtete, pünktlich zu sein. Übrigens konsultiert man auch bei harmloseren Gelegenheiten krampfhaft oft die Uhr, schüttelt den Kopf und möchte sie am liebsten zur Erde schleudern: im Theater, wenn eine langweilige Scene fünf Minuten dauert, die uns so lang anmuten, wie ein Jahrhundert — bei Vorlesungen, in denen nur die rauhe Stimme

des Dozenten uns am Einschlafen hindert. Am deutlichsten bekommt die Uhr unsere Ungeduld zu verspüren, wenn wir auf der Reise sind und bloß noch die letzte Stunde, ehe wir ans Ziel gelangen, vor uns haben. Unzähligemale befragen wir das Zeitorakel — diese letzte Stunde dünkt uns länger als Tage und Nächte, die wir bislang fahrend verbracht haben. Die Erwartung — morgen, ach! wird sie schon eine Erinnerung sein! — spannt unsere Nerven an, und wir möchten am liebsten der Uhr zureden, sie solle sich sputen — wir möchten, wenn es nicht gar zu kindisch wäre, den Zeiger vorrücken, als können wir damit ihn und uns betrügen ... Und kehren wir nach Hause zurück und sehen wir vom Waggon aus die erste Lichterreihe der Heimatstadt aufflackern, dann wenden wir kein Auge mehr von der Uhr. Uns ist, als hörten wir das Heimchen, wie es am häuslichen Herde zirpt, aber die Uhr, die leidige Uhr läßt sich nicht aus dem Gleichgewichte bringen und sagt: „Nur warten, hübsch warten, du alter Junge, kommt Zeit, kommt Rat.“ Wenn sie stehen bleibt und uns im Ungewissen läßt, so daß wir nicht wissen, ob wir uns noch zehn oder noch sechzig Minuten bescheiden müssen, dann erweist sie uns in solcher Situation eine Wohlthat. Bleibt sie aber stehen, so lästern wir erst

recht gegen sie — sie kann es uns eben nie und nimmer recht machen, nie und nimmer zu Danke. Geh' mir aus den Augen, leidige Uhr! Ich möchte dich am liebsten wegschenken, wenn mir nicht leid um dich wäre. Denn du bist ein Scheusal, aber ein teueres.

Zur Naturgeschichte des Theaterbesuchers.

Ältere Autoren, die sich von hergebrachten Formeln nicht freigemacht haben, verfallen noch leicht in die Verirrung, vom „freundlichen Leser“ zu sprechen. Wer offene Augen hat, muß über eine solche Bezeichnung mitleidig lächeln. Vielleicht hat es ehedem, als der Großvater die Großmutter nahm, freundliche Leser gegeben. Heutzutage erweist die Gattung sich als ausgestorben; ich für mein Teil wenigstens habe noch nie einen wirklich freundlichen Leser gesehen — noch eher eine „schöne Leserin“, wie ehedem jedes weibliche Geschöpf apostrophiert wurde. Da lobe ich mir, um der lieben Aufrichtigkeit willen, den Umstand, daß der Theaterbesucher keine solchen Schmeicheleien erfährt — höchstens, daß man ihm hie und da ein „P. T.“ oder ein „P. P.“ schenkt. Huldigende Ansprachen Schwarz auf Weiß werden ihm nur noch in den kleinsten Provinzstädten

gewidmet, kurzum, er sieht sich mit geschäftsmäßiger Kühle behandelt. Auf den ersten Blick hin ist der Unterschied, der zwischen der Stellung des Lesers und jener des Theaterbesuchers klafft, ein befremdender, denn die beiden laufen scheinbar auf ein- und dasselbe hinaus: auf Leute, die ein künstlerisches Werk genießen, lesend der eine, sehend und hörend der andere. Nimmt man nun gar die Gefälligkeit an, daß ich in einem Fauteuil sitze und ein Drama in der Hand halte, so mag ich doch sicherlich mit dem Theaterbesucher identisch sein? Nein, im realen Leben, dort, wo die Thatsachen entscheiden, ist die Differenz zwischen Leser und Theaterbesucher so groß, daß sie sich in einer einfachen Formel nicht ausdrücken läßt. Derselbe Mensch ist je nach den beiden Funktionen ein völlig anderes Geschöpf mit geänderten Ansprüchen, Neigungen und Instinkten.

Vom Standpunkte des Schriftstellers aus ist der Leser entschieden der angenehmere Zeitgenosse. Schon deshalb, weil ich, der Schreibende, ihn nicht sehe, nicht persönlich kenne. Er ist für mich, was ich für ihn: eine Legende, ein Mythus. Wir vermögen einander nicht zu greifen, nicht körperlich zu spüren. Und dann hat er, was zunächst erwähnt zu werden verdient, die gute Eigenschaft, daß er mir nicht dreinsprechen kann,

oder daß, wenn er dreinspricht, ich ihn nicht höre. Er kann mich schlagen, wenn ich nicht dabei bin, und solche Schläge thun, nach der Versicherung des weisen Sokrates, nicht weh. Aber der Theaterbesucher, der Theaterbesucher! Ihm sagt Boileau in der „Art poétique" nach, daß er an der Thüre zugleich mit der Eintrittskarte das Recht sich erkaufe, zu zischen. Wie es im Original, mit Hinblick auf den Dramatiker, heißt:

„. . . Il trouve, à le siffler, des bouches
toujours prêtes,
Chacun le peut traiter de fat et d'ignorant,
C'est un droit qu'à la porte on achète en
entrant."

Und wenn der Theaterbesucher sich noch mit dem Zischen begnügte! Aber nein, er gebärdet sich meinem Werke gegenüber wie der Geschworene angesichts eines Angeklagten; er macht Stimmung; er wirkt auf seine Umgebung; sein Lachen und sein Weinen stecken an; ja, seine heitere oder griesgrämige Miene reichen oft hin, um den Nachbarn eine zustimmende oder ablehnende Haltung zu suggerieren. Der Leser ist ein einzelner. Wenn er sich ärgert, sich langweilt, so ist und bleibt das seine persönliche Sache, und redet er sich später einmal seine Beschwerden von der Seele, so macht er damit keine positive Wirkung. Der Theaterbesucher

dagegen ist ein Glied in einer organisch zusammenhängenden Kette. Sein Beispiel reizt zur Nachahmung, manchmal — und die Gefahr ist da nicht minder groß — zum lauten Widerspruche. Was seinen Ehrgeiz, seine Lust an spektakulöser Meinungskundgebung erhöht, das ist der Umstand, daß er sich als ein Mitwirkender fühlt. Im Theater wird immer doppelt gespielt: auf der Scene und im Zuschauerraume. Und das letztere Spiel ist das gefährlichere, denn es benimmt einer schweren Menge von Mühe und Plage jede Fruchtbarkeit. Ein neues Stück ist erst dann fertig, nachdem das Publikum der ersten Vorstellung seine Mitarbeiterschaft hinter sich gebracht hat. Darf man also gegen den scheinbar so mißbräuchlichen Bestand einer Claque eifern und zetern? Sie ist ein notwendiger Regulator; sie vereitelt böse Absichten, sie animiert die Zuhörerschaft, wenn diese sich zu lässig zeigt, um ihr Wohlgefallen deutlich auszudrücken. Ja, der Vorlacher der rigoleur, der chatouilleur in manchen Pariser Theatern muß geradezu gutgeheißen werden, denn durch sein Vorgehen bringt er die Indolenten zum Mitlachen, und lacht ein Auditorium einmal (natürlich darf es sich dabei nicht um ernste oder tragische Dinge handeln), so ist die Sache der Wagehälse da oben eine gewonnene. . . .

Seit jeher waren sorgsame Behörden bemüht, allzuheftige Emanationen des Theaterbesuchers hintanzuhalten. Im alten Wiener Burgtheater waren in vielen Exemplaren Tafeln mit der obrigkeitlichen Mahnung angebracht, sich lärmender Beifalls- oder Mißfallsbezeugungen zu enthalten. Im neuen haben wir eine solche Verordnung nicht gefunden. Es stünde dort jedermann frei, nach Belieben enthusiastisch zu sein. . . . Übrigens ließ sich auch im alten Hause niemand verwehren, zu demonstrieren. Ich erinnere mich an einige Trauerspielnovitäten, die dort umgebracht, niedergezischt wurden. Und nun erst der Applaus! Was die berühmte „vierte Galerie“ auf diesem Gebiete dort geleistet hat, kann nur der ermessen, der selber stürmisch klopfenden Herzens da oben saß und Götzen schuf oder Götzen stürzte. Im letzten Stockwerke, wo die künstlerische und die akademische Jugend vorherrschten, empfing mancher Ruhm die maßgebende Konsekration, und der Darsteller, der die „vierte Galerie“ nicht für sich gewann, konnte nie und nimmer auf jene volle Popularität rechnen, die den Künstler und seine Gemeinde damals mit einer Art von zarten, aber dauerhaften Familienbanden vereinigten. Heute ist die vierte Galerie ganz einfach ein Platz, den derjenige bezieht, der nicht den Preis für die dritte

bezahlen will . . . Damals aber, so wenig wie jetzt, ließ man sich hoch oben oder tief unten das Recht auf Kritik nehmen. Der Theaterbesucher ist eines der grausamsten Geschöpfe, die die Erde bevölkern. Mitleid und Rücksicht sind ihm fremd. Wer sonst keiner Fliege ein Haar krümmen kann, wird zur Hyäne, sobald er sein Theaterbillet gekauft hat. Die wildesten Instinkte regen sich in ihm, die menschliche Bestie gewinnt in ihm die Oberhand. Wie wäre es sonst möglich, daß hie und da einige Schwächen eines neuen Stückes benützt werden, um das zu inscenieren, was man in Berlin einen „Radau“ nennt, und was sich neuerer Zeit auch bei uns in Wien einbürgern zu wollen scheint! Und der arme Schauspieler vor der Rampe und der arme Dichter in seinem Winkel — sie mögen vor Angst und Schrecken vergehen, niemand kümmert sich um ihre Gemütsverfassung, sie haben den Tyrannen „Publikum“ gereizt und müssen nun die Strafe ertragen; sie sind von der guten Laune, von dem Belieben des Theaterbesuchers abhängig, und zwar nicht immer desjenigen, der der berufenste ist zu so folgenschwerem Richteramte. Zur Zeit Karl II. (1665—1700) lebte in Madrid ein Schuster, der täglich ins Theater ging und mit seinem Urteile die ganze Zuhörerschaft beeinflußte, ja terrorisierte.

Die Gräfin d'Aulnoy berichtet in einer Beschreibung ihrer spanischen Reise, dieser Schuster besitze solche Autorität, daß die Dichter, wenn sie ein Stück vollendet haben, zu ihm zu gehen pflegen, um sich seiner Gunst zu versichern. Sie lesen ihm das Schauspiel vor, der Schuster sagt hundert Albernheiten, die sie geduldig einstecken müssen; und endlich, wenn er bei der ersten Vorstellung zugegen ist, richtet alle Welt die Blicke auf die Miene und die Augen dieses Nichtswürdigen. Alle jungen Leute, von welchem Stande sie auch sein mögen, thun nach, was er vormacht. Wenn er gähnt, so gähnen, wenn er lacht, so lachen sie. Bisweilen wird er ungeduldig; er setzt eine kleine Pfeife, die er bei sich führt, an den Mund, und alsbald erfüllen hundert andere Pfeifen das Theater mit einem so gellenden Lärm, daß die Zuhörer ganz davon betäubt werden.

Man kommt buchstäblich nicht zu Ende, will man all die Momente aufzählen, die auf das Publikum einer theatralischen Aufführung bestimmend einwirken. Der leibliche Hunger des Theaterbesuchers genügt oft, um ein Meisterwerk zum Falle zu bringen. Die Hungrigen sind ungeduldig, und alle Schönheiten einer dramatischen Dichtung helfen ihnen nicht über das Knurren des Magens hinweg. Da lob' ich mir den Leser! Er

mag essen und trinken nach Herzenslust und dabei ein Buch genießen; wer gesättigt und getränkt ist, urteilt viel milder und nachsichtiger als einer, der das entschiedenste Bedürfnis empfindet, Hunger und Durst zu stillen. Wohl hat auch der Theaterbesucher Möglichkeit und Gelegenheit, etwas zu sich zu nehmen, aber da ist immer nur von Kleinigkeiten die Rede, von Näschereien und sogenannten Imbissen, und höchstens in einem Rauchtheater, wie Deutschland deren viele hat, kann den künstlerischen und den tierischen Anforderungen des Theaterbesuchers zu gleicher Zeit genügt werden. In Wien übrigens hat nur eine Minorität der Zuhörerschaft den Mut, während der Zwischenakte das Buffet aufzusuchen; die überwiegende Mehrheit bleibt circa drei Stunden festgebannt auf ihrem Platze sitzen, und wer sich hinausdrängt, wird von so und so viel dadurch belästigten Personen mit scheelen Augen betrachtet, ja mit Wut und Ingrimm, als ob er etwas geradezu Unerhörtes unternähme. „Nein, so eine Ungezogenheit!“ rief mir unlängst eine Dame in der Hofoper nach, als ich einen Zwischenakt benützte, um in aller Bescheidenheit das Parkett für kurze Zeit zu verlassen... Und ist der Theaterbesucher kein von der Magenfrage Geplagter, so ärgert ihn speziell in Wien die Aussicht, Sperrgeld bezahlen zu müssen, nicht

wegen der zu opfernden zehn Kreuzer, sondern wegen der Eventualität, läutend vor dem Hausthore zu stehen. Die großartigsten dramatischen Dichtungen müssen sich bis $9^3/_4$ Uhr abgewickelt haben, wenn wir Wiener ihnen mit ungeteilter Aufmerksamkeit lauschen sollen.

Man muß andererseits in Betracht ziehen, daß an den Theaterbesucher viel größere Ansprüche gestellt werden als an den Leser. Jener — namentlich, wenn er weiblichen Geschlechtes ist — muß mehr oder minder Toilette machen. Dagegen habe ich noch nie gehört, daß jemand etwas Besonderes anlegt, um ein Buch, und sei es auch ein Bühnenstück, zu lesen. Im Gegenteile, nie liest es sich behaglicher als im leichten, bequemen Hausgewande, zwischen den männlichen Lippen die Cigarre, aus der die feinen Wölkchen aufsteigen . . Dann kommt der Kostenpunkt in Frage, und mit ihm die Betonung der Standes- und Vermögensumstände. Von der Loge bis zum wohlfeilsten Stehplatze stufen sich eine Menge von Nuancen unter den Theaterbesuchern ab. So schleicht die soziale Frage sich in den Kunstgenuß ein. Der Leser dagegen verspürt nichts von seinen äußeren Schicksalen. Vor der Leihbibliothek sind alle Menschen gleich. Sie bewährt sich als eine demokratisch nivellierende Einrichtung, während der Theaterabonnent — dieser gefähr-

lichste aller Theaterbesucher — sich in seiner Ausnahmsstellung als ein Regierender fühlt, besonders in Provinzstädten, wo er bei jedem geringsten Anlasse dem Direktor und den Mitgliedern mit Entziehung seines Wohlwollens droht. Je kleiner ein Ort, desto mehr gilt die Stimme des Abonnenten. Je größer die Stadt, desto ungefährlicher ist er . . . Aber selbst wenn wir beharrlich bei dem nichtabonnierten Theaterbesucher bleiben, so ergiebt sich für uns immer wieder die Erkenntnis, daß es weit erbaulicher ist, sich für den Leser zu plagen, als für den Theaterbesucher. Wenn jenem eine Stelle in seinem Buche nicht gefällt, so überschlägt er etliche Seiten oder er legt den Band weg und spart sich ihn für ein anderesmal auf. Der Theaterbesucher hat solche Auskunftsmittel nicht; wenn man ihn langweilt, wird er wild; und sein Verlangen nach Illusion geht so weit, daß ihm fünf Minuten Bühnenzeit, während deren etwas für ihn Uninteressantes vorgeht, wie eine unmeßbare Ewigkeit erscheinen. Der Leser hat Geduld, der Theaterbesucher nicht . . . Um ganz und gar ehrlich zu sein: der Leser ist uns schon deshalb lieber, weil wir ihn persönlich nicht kennen, während wir dem Theaterbesucher von Angesicht zu Angesicht begegnen. Es ergeht da wie mit den Ehemännern der anderen Frauen, die von

den Frauen der anderen Ehemänner für Ideale gehalten werden; Mangel an intimer Bekanntschaft ist eben oft die Quelle für eine enthusiastische Verehrung, die auf andere Art kaum zu erklären wäre. Den Leser stellen wir uns als Ausbund aller Vollkommenheit vor. Er hat sicherlich keine schlechte Eigenschaft, keine Fehler, keine Untugenden! Aber der Theaterbesucher! Wir haben ihn in seinen verschiedensten Spielarten genossen und dabei eine märchenhafte Zahl von Unausstehlichkeiten entdeckt. Oh, ich hasse ihn, den prinzipiell in jede Vorstellung zu früh Kommenden und aus jeder Vorstellung zu früh Fortgehenden! Die Nachbarin, die einen turmhohen Kopfputz an Stelle des Hutes trägt, mit dem Fächer klappert und, während auf der Bühne das Interessanteste vorgeht, einer anderen Dame dringende Mitteilungen aus dem Familienleben zu machen hat. Ferner den Mann, der seine Taschenuhr mit weithintönendem Geknarre aufzieht, und den Schrecklicheren, der alle erdenklichen Texte und Melodien auswendig weiß, sie, ehe sie auf der Scene gebracht werden, vor sich hin brummt oder summt und uns so den Genuß einer Doppelvorstellung an Stelle der erwarteten einfachen verschafft. Der Theaterbesucher, der in seinem Fauteuil einschläft und zu schnarchen anhebt, gehört

ebenfalls nicht zu den erfreulichsten Mitbürgern. Nun soll, dunklen Gerüchten zufolge, auch der Leser manchmal vom Schlafe überwältigt werden, aber selbst wenn er schnarcht, so hört man ihn nicht — und dieser Vorzug allein würde genügen, damit wir ihn liebenswürdiger finden als den Theaterbesucher. Übrigens gestehen tausende und tausende Menschen zu, daß sie ohne vorhergängige Lektüre nicht einschlafen können; was in unserer ersten Jugend Amme und Kinderfrau besorgen, das nehmen, nachdem wir älter geworden sind, Dichter und Schriftsteller als süße Pflicht auf sich. Ehedem ein Wiegenlied, dann ein Roman! Es ist doch gut, daß der menschliche Geist so etwas, wie die Litteratur, erfunden hat ... Im großen und ganzen also läßt sich dem Theaterbesucher, diesem despotischen Selbstherrscher, nicht viel Rühmliches nachsagen. Möge er sich über dieses offene Geständnis damit trösten, daß er ja in der Regel auch ein Leser ist, und als solcher sich schadlos halten kann für die unliebsamen Wahrheiten, die er sich in seiner anderen Eigenschaft muß sagen lassen ... Alle erfahrenen Bühnenleiter werden mir beistimmen; auf Grund ihrer Erfahrungen mögen sie gar oft verzweifelt ausrufen: „Ach, wenn es nur keine Theaterbesucher gäbe!“ Giebt es aber keine, so sind die Direktoren auch unzufrieden; das Schicksal kann es ihnen nie recht machen.

Die Jubiläenfabrik.

Vor einigen Tagen stellte die Post mir ein Rundschreiben zu, das an der Stirne die Bemerkung: „Vertraulich“ trug, also durchaus nicht für die Öffentlichkeit bestimmt ist. Vielleicht begehe ich also eine Indiskretion, wenn ich es den Lesern mitteile, aber es giebt Emanationen, die so kennzeichnend für eine Zeit und deren Kinder sind, daß man sich unwiderstehlich gedrängt fühlt, sie auf jede Gefahr hin zur Kenntnis der Mitlebenden zu bringen.

Hier der Wortlaut des besagten Zirkulars.

„In unseren Tagen herrscht das Bestreben vor, Veranstaltungen, die ehedem der Willkür des einzelnen und der Laune des Zufalles überlassen blieben, in den Rahmen einer zielbewußten Organisation zu verpflanzen. Ganze Gruppen von thatkräftigen Leuten thun sich zusammen, um im Vereine zu bewerkstelligen, was ein

Individuum als solches nur schwer zu leisten vermag. Laute und stille Aktiengesellschaften machen das Traurigste wie das Heiterste zum Gegenstande ihres Strebens: sie beschreiben die weitesten Kreise von der Belustigung der Lebenden bis zur Bestattung der Gestorbenen.

Niemand darf sich verwundern, wenn wir hiemit geziemende Anzeige davon machen, daß jetzt eine Reihe erfahrener und leistungsfähiger Männer sich verbunden hat, um in festgefügter Organisation dem Ziele nachzustreben, das bisher jeder systematischen Vertretung entbehrte: dem Arrangement von Jubiläen jeglicher Art. Die Gesellschaft, die sich ausdrücklich als Jubiläenfabrik bekennt, wird — da eine fremdsprachliche Bezeichnung immer vorzuziehen ist — die Firma führen: „Entreprise des pompes jubilaires“ und, diesem Titel gemäß, alle in ihr Fach einschlägigen Aufträge gewissenhaft und nach bestem Können auszuführen bestrebt sein.

Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, welch bedeutsame Rolle das Jubiläum heutzutage spielt. Wer nicht früher oder später ein solches feiert, darf überhaupt nicht darauf rechnen, in seinem Berufe — sei es, welcher immer — als vollgültig angesehen zu werden. Ein Leben, das jubiläumslos verläuft, ist ein nutzlos ver-

geudetes, und Spott und Ironie, die jeder solennen Veranstaltung auf dem Fuße folgen, ändern nichts an der feststehenden Erfahrung, daß man Jubiläen feiern muß, auch wenn man keine Lust hat, sich Ovationen auszusetzen, und wenn auch unter den Zeitgenossen niemand den Drang verspürt, einem Ovationen zu bereiten. Feinde unseres Unternehmens — und es wird ihm an solchen voraussichtlich nicht fehlen! — werden uns vielleicht entgegnen, daß nicht jedermann in der Lage ist, in der Rolle des Jubilars aufzutreten. Nichts unrichtiger als dieser Einwand! Der Mensch hat noch nicht gelebt, der nicht in der Lage gewesen wäre, eine Jubelfeier zu begehen — liegt kein anderer Anlaß vor, so mag man als Stammgast eines Wirtshauses oder als Stammkunde eines Cigarrenverschleißes jubilieren. Trotzdem ist die Herstellung von Jubiläen immer teils von Schwierigkeiten, teils von Unzukömmlichkeiten begleitet. Diesem Übel wollen wir abhelfen und mit Hilfe einer tüchtigen, über die großartigsten Mittel verfügenden Anstalt durchführen, was bis nun zumeist nur in dilettantischer Weise gemacht wurde. Den allzu katonischen Sittenrichtern, die da behaupten, ein künstlich gefördertes Jubiläum entbehre des inneren Wertes, sei nachdrücklichst erwidert, daß jedes Jubiläum einer

Förderung und Vorbereitung bedarf, denn wild aus der Erde ist noch keines gewachsen. Dabei erklären wir aber im Voraus, daß die strengste Diskretion einen unserer leitenden Grundsätze bildet. Jedermann kann sich uns ohne Scheu anvertrauen, und was den Kostenpunkt betrifft, so werden wir die weitestgehende Rücksicht obwalten lassen; in den Fällen, in denen Freunde des Jubilars die finanzielle Frage regeln wollen, wird der Gefeierte nicht im Entferntesten erraten, welche Opfer zu seinen Ehren gebracht wurden. Wir zielen auf schlicht bürgerlichen Gewinn ab, der uns als Lohn unserer Bemühungen genügen soll. Eine illoyale Ausbeutung des Publikums liegt uns ganz und gar ferne, ja, wir gehen in unserer geschäftlichen Coulance so weit, daß wir den über eine gewisse Verzinsung unseres Kapitals hinausreichenden Gewinn zu einem wohlthätigen Zwecke, und zwar zur Veranstaltung von kostenfreien Armenjubiläen verwenden werden. Der sittliche Wert der letzteren liegt auf der Hand. Bisher war es Unbemittelten oder gar Dürftigen ungemein erschwert, Jubiläen zu begehen, ja vielen ward es geradezu zur Unmöglichkeit. In der Theorie hat jeder Mensch das gleiche Recht auf ein Jubiläum; auch der Arme und Enterbte will einmal mit vor Rührung erstickter Stimme

für Kundgebungen von Sympathie und Verehrung danken — in der Praxis aber stellen der Durchführung der schönsten und berechtigtesten Ideen sich Hindernisse in den Weg, und so manches Dasein muß vergehen, ohne daß aus seinem Grund und Boden auch nur das bescheidenste Jubiläumsblümlein emporwüchse. Begleitet der Erfolg, auf den wir hoffen, unser Unternehmen, so wird der gute Genius des Jubiläums auch in die Hütten der Armut seinen Weg nehmen. Natürlich werden wir unter den sich meldenden Bewerbern die Würdigsten ohne Rücksicht auf Nationalität, Konfession oder Beruf auswählen. Somit bethätigen diejenigen, die unsere Dienste in Anspruch nehmen, sich auch humanitär, denn je erfreulicher unser Institut gedeiht, desto reichlicher können wir der notleidenden Bevölkerung mit Jubiläen unter die Arme greifen. Einen ersten Kandidaten für ein Gratisjubiläum haben wir übrigens schon in Vormerkung, einen Hausbesorger, der an einem und demselben Tage seine goldene Hochzeit, die silberne Hochzeit seiner Tochter, seine vierzigjährige Dienstzeit, die zwanzigjährige Mitgliedschaft eines Veteranenvereines und ein Jahrzehnt seines Vorsitzes einer Losgesellschaft zu feiern gedenkt. Mit diesem interessanten Mitbürger möchten wir den Reigen unserer Gratisjubilare eröffnen.

Für heute, in dieser ersten Benachrichtigung, wollen wir die Persönlichkeiten, an die wir uns wenden, nicht durch allzu sehr ins Einzelne eingehende Darlegungen ermüden. Wir beschränken uns vorderhand darauf, zu versichern, daß wir jede erdenkliche Eventualität in Betracht gezogen haben.

Als Beispiel sei hervorgehoben, daß unsere Organisation auch für Gewohnheits-Jubilare angelegt ist, das heißt: für Männer und Frauen, die in Intervallen gerne immer wieder einen Jubiläumsvorwand ergreifen: ein bemerkenswertes Datum in der Ausübung ihres Berufes, einen Markstein im Eheleben, den 60. oder 70. oder 80. Geburtstag. Fachlich geschulte Beamte werden ihnen im Ausfinden solcher Vorwände gewissenhaft an die Hand gehen, so daß die verehrten Klienten etwa von zwei zu zwei Jahren ein neues, von dem vorigen ganz verschiedenes Jubiläum begehen können. Wir eröffnen Jubiläum-Abonnements, die sich — bei Abnahme eines halben Dutzends — viel wohlfeiler stellen, als wenn jedes separat bezahlt wird; der Abonnementsbetrag wird auf Grund einer Pauschalberechnung angesetzt, und eventuell finden wir uns bereit, dem Jubilar jede Bemühung zu ersparen und sogar die Lieferung von Huldigungsadressen, Kränzen und Bouquets in den

Kostenvoranschlag einzubeziehen. Für Ehrengeschenke, die innerhalb vier Wochen nach dem Jubiläum an uns zurückzustellen sind, berechnen wir nur eine mäßige Leih- und Abnützungsgebühr. Wir haben uns mit den ersten Kunstindustriellen in Verbindung gesetzt und werden über Gegenstände von ebenso viel Schönheit, wie materiellem Werte verfügen und dieselben so geschickt repartieren, daß die Objekte nur in großen Zeitabständen und unter veränderten Umständen wieder benützt werden, um die Illusion nicht zu stören.

Solchen, die — was allerdings äußerst selten vorkommt — gar keinen Anlaß zum Jubilieren finden, wird von Seiten unserer Beamten ein zureichender Grund verschafft werden, wenn nicht aus dem Leben und Wirken der sich Meldenden selbst, so doch aus jenem ihrer Väter, Großväter, Gattinnen oder Schwiegereltern. So mag der hundertste Geburtstag einer bereits verstorbenen Schwiegermutter einen hübschen Anlaß zu einer Feier vorwiegend heiterer familiärer Art darbieten . . . Jubiläumskandidaten brauchen sich nicht einmal zu stoßen, daß sie keine gesellschaftlichen Beziehungen haben. Wir liefern Verehrer und Bekannte aus allen Kreisen und haben die Einrichtung getroffen, daß einige von uns angestellte Spezialisten die Rolle von Jugendfreunden

übernehmen, die den Jubilar seit Jahrzehnten nicht gesehen haben, bei der festlichen Gelegenheit jedoch auftauchen und dem alten Kameraden mit tiefer Ergriffenheit um den Hals fallen. All diese und andere Mittel, die wir in späteren Zirkularen noch genauer anführen werden, brauchen niemandes Urteil zu scheuen. Bestellen doch die größten Bühnenkünstler sich eine Claque; diese giebt den Anstoß, damit das wirkliche Publikum zu Beifallsäußerungen hingerissen werde. Und obzwar alle, die Künstler natürlich am besten, wissen, daß Claque mit im Spiele ist, macht der Applaus doch seine Wirkung, und der Erfolg sieht so aus, als wäre nichts geschehen, um ihn herbeizuführen. So wird auch das offenkundige Bestehen der Entreprise des pompes jubilaires den Wert der Jubiläen nicht herabmindern, vielleicht nicht einmal in den Augen der Jubilare, die sich überzeugt halten werden, das Fest wäre auch ohne unsere Mitwirkung vollauf gelungen. Und niemand wird unsere Wirksamkeit verurteilen, weil jeder in die Lage kommen kann, ihrer zu bedürfen.

Unsere Fürsorge reicht so weit, daß wir auch die verschwiegenen Jubiläen in den Bereich unserer Kombinationen einbezogen haben. Wir denken dabei an die Jubilare, die eine Abneigung dawider hegen,

sich feiern zu lassen, aber doch nicht gänzlich ignoriert sein möchten. Wir übernehmen es in solchen Fällen, Gerüchte zu kolportieren, das Datum gegen die Absicht des Jubilars schnöde zu verraten, dem letzteren die Verehrer gewaltsam an den Hals zu hetzen und auf diese Art ein Zwangsjubiläum zu veranstalten. Zu seiner Überraschung bekommt der wider Willen Gefeierte zahllose, ihn beglückwünschende Briefe und Telegramme, sogar Kabeltelegramme, die wir uns aus den entlegensten Gegenden gesichert haben. Auf Grund kontraktlicher Abmachungen stehen uns warme schriftliche Glückwünsche mehrerer gewesener Präsidenten südamerikanischer Republiken (in beliebiger Sprache) zur Verfügung. Jubilare, die es vorziehen, sich am Jubiläumstage unsichtbar zu machen, brauchen ihren Aufenthaltsort nicht zu verlassen, sondern finden bei uns bequem eingerichtete Wohnzimmer, wo sie auch verköstigt werden, so lange sie sich persönlich dem Andrange der Gratulanten zu entziehen wünschen. Kein Unberufener kann sie in dieser behaglichen Zurückgezogenheit erreichen, und für die Verschwiegenheit unserer Beamten und Diener bürgen die Leiter der Entreprise des pompes jubilaires. Für den Fall einer Indiskretion sind wir zur Leistung von Strafgeldern bereit."

Nächstens folgen weitere Mitteilungen.

Eine neue litterarische Schule.

Vielleicht interessiert es die Leser, Mitteilung über eine in den letzten Tagen stattgehabte Versammlung von jungen Schriftstellern zu empfangen. Daß sie auf voller Wahrheit beruht, braucht nicht ausdrücklich hervorgehoben zu werden; wie würde man es sonst wagen, sie drucken zu lassen! Als Teilnehmer hatten sich versammelt die Herren A., B., C., D., E., F. und G. Eigentlich heißen sie anders, aber der schriftstellerische Nachwuchs zeichnet sich bekanntlich durch exzessive Bescheidenheit aus, und wir würden die feinsten Gefühle der nur mit Anfangsbuchstaben diskret Angedeuteten arg verletzen, wenn wir sie mit derber Deutlichkeit bezeichneten.

Herr A. als der Jüngste wurde zum Alterspräsidenten gewählt. Er übernahm den Vorsitz und schlug vor allem die Wahl eines wirklichen Präsidenten vor. Auch diese fiel auf ihn, er erklärte, tief gerührt von

dieser Auszeichnung, sie dankend anzunehmen und eröffnete dann die Sitzung.

„Meine Herren," so begann er, „Sie wissen, warum wir heute hier zusammengekommen sind. Wir alle sind darin einig, daß etwas für das deutsche Schrifttum geschehen muß. In früheren Zeiten, als die Kulturmenschheit noch befangen war in althergebrachten Vorurteilen, in Überlieferungen aus der Großväter Hausrat, da huldigte man noch der seither längst überwundenen Anschauung, der Dichter, der Schriftsteller habe nichts anderes zu thun, als zu schaffen, und sein Werk dem Urteile der Mit- und Nachwelt zu überliefern. Das geflügelte Wort hatte Geltung: der Künstler solle bilden und nicht reden. Ehemals mag dieses Axiom Geltung nicht nur besessen, sondern auch verdient haben. Damals kam zuvor die Produktion und erst danach die Kritik, der Kommentar, die Einschachtelung in eine Klasse. Homer, Shakespeare, Goethe mögen naiv gedichtet haben. Auch die kleineren Begabungen kelterten ihren Wein und überließen es anderen Leuten, die Etikette für ihn zu finden. Die Schicksalstragiker und das Junge Deutschland haben diese Titel nicht selbst gemacht; sie mußten sie nur acceptieren, nachdem sie von anderer Seite in Umlauf gebracht waren.

Heute, meine Herren, haben sich — den Litteratur-

göttern sei Dank! — die Verhältnisse in höchst erfreulicher Weise geändert. Heute ist der Wein Nebensache, die Etikette das Wichtigere. Früher machte ein Dichter Schule, jetzt muß die Schule Dichter machen. Mißverstehen Sie mich aber nicht! Ich meine unter Schule nicht etwa eine Schule, in der man etwas lernt, sondern eine Richtung, ein auf vorbestimmten Grundsätzen beruhendes Thun und Lassen. Wir brauchen in erster Linie Schlagworte; die Ideen können später erscheinen. Wir brauchen einen Rahmen; mit dem Bilde, das sich einfügen soll, kann es gute Weile haben. Ich habe nicht nötig, Ihnen, meine Herren, die verschiedenen Richtungen zu verzeichnen, die im Verlaufe eines Vierteljahrhunderts das Bürgerrecht erlangt und wieder verloren haben. Sie wissen, daß Standpunkte die Bestimmung haben, überwunden zu werden. Deshalb ist es die Aufgabe der modernen Dichter, neue Standpunkte ausfindig zu machen. Aber keine gar zu wackeligen dürfen es sein; sie müssen mindestens eine Woche lang vorhalten, damit man Zeit gewinne, sie kennen zu lernen. Um einen Götzen zu stürzen, muß man ihn vorher angebetet haben. Nun hat sich uns im Sturme jugendlicher Begeisterung Strebenden die traurige Wahrnehmung aufgedrängt, daß schon seit etwa drei Monaten

keine neue Schule eingesetzt wurde. Hier muß geholfen werden. Ich bitte Sie, meine Herren, strengen Sie Ihren Geist an, um dieser Stagnation zu steuern. Nur Bewegung ist Leben, Stillstand ist Tod. . . . Nachdem Sie also wissen, um was es sich handelt, eröffne ich die Diskussion und bitte Sie, geeignete Vorschläge zu machen. Herr B. hat das Wort."

B. „Meine Herren! Die hinreißende Ansprache unseres verehrten Präsidenten kam uns allen aus tiefsten Nerven. Ja, wir fühlen die Verpflichtung, gegen die Versumpfung der Litteratur anzukämpfen. Und umso unbefangener treten wir an die Erfüllung dieser Pflicht heran, als bisher keiner von uns auch nur das Geringste geleistet, keiner von uns sich nach irgend einer Weise gebunden hat. So viel ist sicher: wir müssen die Welt überraschen. Wir müssen uns turmhoch erheben über die ausgefahrenen Geleise der Alltäglichkeit, wir müssen tief unter uns lassen, was sich bisher als Dichtkunst auszugeben die Kühnheit hatte. Es wird das Beste sein, wenn jemand von uns einen bestimmten Antrag stellt, wodurch er das Vorhandene ersetzen will. Für mein Teil schlage ich vor, daß wir uns als Buchstabendichter konstituieren. Weg mit Sinn, Logik, Stimmung und ähnlichem Firlefanz. Räumen wir verwegen mit der Erbschaft aus

vergangenen Tagen auf! Nicht um den Geist handelt es sich, sondern um den Buchstaben. Verhelfen wir den herrlichsten Mitlauten und Selbstlauten zu ihrem guten Rechte! Ich habe ein Drama ohne Selbstlaute geschrieben. Wenn Sie gestatten, lese ich es Ihnen vor. Es hat nur fünf Akte." (Allgemeines Oho!)

Der Präsident: „Wir verzichten auf diesen Genuß. Einige Andeutungen genügen uns."

B. „Auch gut. Lassen Sie mich Ihnen also nur sagen, daß es nach meiner Ansicht von überwältigendem Effekt sein muß, wenn Prinzessin Krkl, die Tochter des Königs Pskl, ihrem Geliebten Mzbg zuruft:

„Lm fgbt mrz plf!"

(Stürmischer Beifall.)

C. „Meine Herren, es scheint mir, daß unser verehrter, hochbegabter Gesinnungsgenosse B. in seinem Feuereifer etwas zu weit geht. Noch ist das Publikum, das im Banne der alten Schulen steht, nicht reif für das Verständnis allzu kühner Neuerungen. . . . Was ist, meine Herren, das hervorstechendste Kennzeichen unserer Zeit? Daß sie keine Zeit hat. Nicht wahr? Also! Man muß eine Gattung ersinnen, die diesem Umstande Rechnung trägt. Kürze! sei unsere Losung. Deshalb schlage ich eine Poesie vor, die sich aller Streu-

worte enthält. Sagen wir nur das absolut Notwendige. Das übrige wird der Leser im Geiste hinzufügen. Die Depesche diene uns als ideales Vorbild. Und unser Titel sei: „Die Telegrammisten!" Ich habe nach meiner Idee eine Novelle verfaßt: „Geheimnis Todes". Sie beginnt also: „Mond bleich, Garten Schlosses Paar. Liebe geschworen. Ohne einander nicht leben. Vater Mädchens protestiert. Paar Selbstmordgedanken. Noch nie gestorben. Tod ihnen Geheimnis. Wollen Rätsel lösen. Jüngling Vorschlag, Mädchen zuerst sterben."

G., vom Depeschenstil hingerissen, thut den Zwischenruf: „Antwort bezahlt".

Der Präsident: „Ich muß mir solche Interjektionen verbitten. Absichtliche Witze entsprechen nicht der Würde unserer Versammlung."

C. „Hoffentlich finden Sie, meine Herren, Gefallen an meinem Projekt." (Stürmischer Beifall.)

D. „Meine Herren! Trotz aller meiner Achtung vor meinen ausgezeichneten Freunden und Vorrednern glaube ich doch, daß sie uns nicht auf den richtigen Weg gewiesen haben. Ich proponiere eine Litteratur, die durch den Einband zu wirken sucht. Gegenstand und Form der Werke wähle jeder nach Belieben. Was die Bücher enthalten, ist gleichgültig, denn meistens

werden sie ohnehin nicht gelesen, sondern nur auf den Salontisch gelegt. Aber der Deckel, meine Herren — darauf kommt alles an. Durch ihn läßt sich die dichterische Absicht am klarsten ausdrücken. Ich gedenke, einen Roman in drei Bänden zu verfassen. Erster Band: himmelblau; zweiter Band: karminrot; dritter Band: schwarz. Erster Band: Kaschemir; zweiter Band: Leder; dritter Band: Sammt. Das Äußere also Symbol unserer Bestrebungen, der Text ohne jede Bedeutung. Als Namen der Schule denke ich mir: „Die Gebundenen“. Mit der bloß broschierten Litteratur muß es dann natürlich ein Ende haben.“ (Stürmischer Beifall. Redner wird von allen Seiten beglückwünscht.)

E. „Meine Herren! Ich habe mich insoferne — ich gestehe es offen — noch nicht von der Tradition losgesagt, als ich die Meinung hege, der Inhalt des Buches müsse vorderhand noch berücksichtigt werden. Es giebt Leute, welche Bücher nicht nur kaufen, sondern auch lesen, und diese, wenn auch kleine Minorität, muß in Betracht gezogen werden. Dagegen gehe ich weiter als unser trefflicher Kollege B., der die Schule der Buchstabendichtung gründen will. Ich perhorresziere alles, was an die menschliche Sprache erinnert. Wenn wir wahrhaft neu sein wollen, so beschränken wir uns

auf die Unterscheidungszeichen. Als Interpunktisten bedürfen wir keiner Worte, keiner Silben, keiner Selbst- und Mitlaute. Der moderne Leser darf nicht an dem Gängelbande einer gegebenen Diktion geführt werden wie der Hund an der Leine. (Bravo! Bravo!) Frei ist der Leser, und wäre er in Goethe geboren. (Bravo! Bravo!) Nieder mit allen Idiomen und Dialekten! (Heftiger Applaus.) Als Probe der neuen Art lege ich Ihnen hier ein kurzes Gedicht vor:

? ? ? . . ! —
; ; ; , , ,
— — — : : :
! ! , ; — ?

Der Präsident: „Herrlich, bewundernswert!"

D. (enthusiastisch): „Obzwar ich meine eigenen Vorschläge durchaus nicht aufgebe, muß ich doch sagen, daß die interpunktistische Schule viel für sich hat. Eben habe ich zum erstenmale von diesem Genre gehört und auch schon ein paar Verse improvisiert, mit denen ich unserem Freunde E. unseren tiefgefühlten Dank ausdrücke:

; ; ; ; — —
! ! ! ! ! !
? ? ? ? ? ?
, , , : : :"

(Stürmischer Beifall.)

F. „Bevor Sie bindende Beschlüsse fassen, möchte ich doch bitten, meine Herren, auch mir gütigst Gehör zu schenken. Ich beantrage nämlich als neue Art das Ragout. Damit meine ich eine Litteratur, welche alle Gattungen in sich vereinigt. Also etwa ein Band, der abwechselnd auf jeder Seite einer anderen Richtung huldigt. Zuerst Klassizität, dann Romantik, hierauf Realismus, Naturalismus, Symbolismus, Vers und Prosa durcheinander, wobei auch die Buchstabendichter, die Telegrammisten, die Gebundenen, die Interpunktisten u. s. w. zu Worte kommen können. In einem Buche ist für alle Raum. Der Leser aber mag sich dann auswählen, was ihm am besten behagt — das andere überschlägt er, und dabei wird vermieden, was bislang der Verderb unseres Schrifttums war: der Zusammenhang.“ (Stürmischer Beifall.)

G. „Als letzter ergreife ich das Wort, in der That verschüchtert und zaghaft, denn es wird mir bange, ob ich nach den wunderbaren Auseinandersetzungen, welche wir gehört haben, Ihr Interesse noch zu fesseln vermag. Allein, ehrliche Überzeugung und das Bewußtsein guter Absicht geben mir den Mut, trotzdem vorzubringen, was mir am Herzen und im Sinne liegt. Die Anträge, mit denen wir erfreut wurden, sind Kundgebungen bedeutender Geister, aber es scheint mir, als

enthalten sie doch nicht die letzten, die entscheidenden Wendungen. Sehr richtig ist bemerkt worden, daß der Leser nicht länger im Stande der Unmündigkeit gehalten werden dürfe. Ja, er muß unabhängig gemacht werden vom Autor. Aber dieses hohe Ziel ist nicht erreicht, so lange wir ihm auch nur einen Mitlaut, einen Beistrich oktroyieren. Achten wir seine Menschenwürde, hemmen wir nicht das schrankenlose Walten seines Intellekts, legen wir ihm keine Fesseln auf. Er sei erhoben zum schöpferischen Genius, er finde seine von früheren Geschlechtern nicht geahnte Befreiung durch ein Geschlecht von Schriftstellern, die gar nicht schreiben. (Rasender Applaus.) Wir nennen uns die Stummen — das Sprechen sei Sache des Lesers. Welch große Gedanken sich in unserem Gehirn auch regen, welch hehre Empfindungen in unserer Seele auch aufblühen — unterdrücken wir sie, lassen wir sie unausgesprochen, und wir werden wirklich neu sein. Eine Litteratur, die keine Litteratur sein will, das bedeutet die Krönung des Gebäudes, die höchste Errungenschaft fin de siècle. Wir werden Bücher erscheinen lassen, die nur unbedrucktes Papier enthalten — der Leser wird schon wissen, wie er diese Gabe richtig zu verwenden hat. Und trifft er das Richtige, so wird er unseren

Genius ahnen und vollends einsehen, wie lächerlich es von ihm war, an Vertreter älterer Schulen seine Sympathien zu verschwenden. In dem Augenblicke, da wir, die Sprachlosen, auf dem Plane erscheinen, sind alle unsere Vorgänger abgethan und begraben. Uns gehört die Zukunft, unser wird der bleibende Sieg sein. Ich bin überzeugt, daß es Ihnen allen für die von mir proponierte Gattung nicht an Vorwürfen fehlen wird."

Der Präsident: „Ich habe mich bisher nicht in die Diskussion gemengt und hege auch nicht die Absicht, fernerhin mein Votum abzugeben. Indessen will ich bemerken, daß der Antrag G. mir als der weitestgehende erscheint, und daß ich ihn deshalb zuerst zur Abstimmung bringe. Mir persönlich klingt er so pausibel, daß ich schon nächstens drei Bände Lyrik in dieser unbestreitbar neuen Form herauszugeben gedenke."

(„Und ich ein Trauerspiel" — „Ich eine Novelle" — „Ich ein Heldengedicht" — „Ich ein Schauspiel" schreien die Anwesenden wirr durcheinander.)

Bei der Abstimmung wird der Antrag G. von sämtlichen Teilnehmern zum Beschlusse erhoben. Die neue Schule darf somit als begründet angesehen werden.

Unter gescheiten Frauen.

(Ort der Handlung: Mehrere Salons nacheinander. — Zeit: Mehrere Jours an einem Tage. — Moderne stilvolle Einrichtung mit sehr vielen Fauteuils, Theetassen und belegten Brötchen.)

I.

(Bei Frau v. F.)

(Die Hausfrau schenkt Thee aus dem breitbauchigen Samowar ein. Dr. A., Privatgelehrter, sitzt in Erwartung des duftigen Getränkes da. Die Konversation hat fünfeinhalb Minuten vorher begonnen.)

Frau v. F.: Nein, nein, lieber Doktor, Sie beurteilen uns Frauen nur vom Hörensagen. In Wirklichkeit kennen Sie uns nicht, Sie kennen z. B. mich viel zu wenig . . .

Dr. A.: Leider, gnädige Frau.

Frau v. F.: (bona fide): Nur Ihre Schuld.

Dr. A. (mala fide): Ich will mir das gesagt sein lassen.

Frau v. F.: Kommen Sie öfter, bilden Sie sich zum regelmäßigen Besucher meiner Jours aus, und Sie werden wenigstens von einer Frau mehr wissen, als Bücher und Tradition Ihnen in den Kopf gesetzt haben.

Dr. A.: Eine Frau ist keine Frau. Und da, so wie Sie, schwerlich eine zweite auf der Welt ist . . .

Frau v. F.: Machen Sie lieber nicht den Versuch mit mir. Männerlogik!

Dr. A.: Am Ende ändern Sie das Citat aus Mirza-Schaffy ganz willkürlich dahin ab: „Logik giebt's für keinen Mann."

Frau v. F.: Ich bin so frei.

Dr. A.: Und das alles, weil ich behaupte, daß die Frauen samt und sonders eitel sind.

Frau v. F.: Man soll keine falsche Behauptungen aufstellen.

Dr. A.: Ich wollte aber keinen Tadel ausgesprochen haben. Die Eitelkeit hindert kein weibliches Wesen, entzückend zu sein, die Eitelkeit gehört mit zum Rüstzeuge Ihres Geschlechtes — wo sie fehlt, da verspürt man einen Mangel, oft, ohne zu wissen, worin er besteht.

Frau v. F.: Es handelt sich nicht darum, wie Sie die Dinge auffassen, sondern ob wir mit Ihren Anschauungen einverstanden sind, ob wir beistimmen oder nicht.

Dr. A.: Also rekapitulieren wir: Ich sage, alle Frauen sind eitel. Sie, gnädige Frau, sagen . . .

Frau v. F.: Ich sage . . .

Dr. A.: Sie sagen: „Nein“ — sonst wären Sie keine Frau.

Frau v. F.: Mein „Nein“ hat seine Begründung. Nicht, als ob ich generalisieren wollte; ich verlange, daß Sie — wie nennt Ihr Gelehrte es doch? — „differenzieren“. Nicht wahr?

Dr. A.: Sehr richtig.

Frau v. F.: Ich verlange, daß Sie uns nicht allesamt in einen Topf werfen, daß Sie Unterschiede machen. Il y a fagots et fagots. Es giebt Frauen und Frauen — dumme und gescheite.

Dr. A.: Nun, und die gescheiten . . .

Frau v. F: — sind nicht eitel.

Dr. A.: Das müßte erst bewiesen werden.

Frau v. F.: Nehmen Sie mich getrost als Beispiel.

Dr. A.: Sie, gnädige Frau, haben so viel Ursache eitel zu sein, daß ich mir Sie ohne diese Charaktereigenheiten nicht denken kann.

Frau v. F.: Und doch bin ich thatsächlich von jeder Eitelkeit frei.

Dr. A.: Sie halten sich also für häßlich, dumm, reizlos und unsympathisch?

Frau v. F.: Sie sind sehr freigebig, das muß man Ihnen lassen.

(Frau Adele R., Gattin eines vielgesuchten Arztes, tritt ein. Die Hausfrau bewundert ihr blühendes Aussehen, ihre geschmackvolle Toilette und schenkt ihr Thee ein.)

Frau v. F. (zu Adele): Wir sind eben in einem heftigen Streite begriffen. Der Doktor behauptet, wir Frauen seien durchweg eitel.

Adele: Eitel sind nur die Häßlichen unter uns. Wir anderen haben das, Gott sei dank, nicht nötig.

Dr: A.: Diese Bemerkung schmettert mich keineswegs nieder. Nicht eitel scheinen wollen, ist die höchste aller Eitelkeiten.

(Frau N., Bankdirektorsgattin, erscheint. Die Hausfrau und Adele bewundern ihr blühendes Aussehen — die arme N. hat sich von einer mehrwöchentlichen Krankheit noch kaum erholt — ihre geschmackvolle Toilette, Frau N. erwidert diese Bewunderung sofort in gleicher Münze, dann schenkt Frau v. F. den unvermeidlichen Thee ein.)

Frau N.: Im Eintreten hörte ich eine lebhafte Diskussion. Es scheint, daß ich gestört habe.

Frau v. F.: Durchaus nicht, liebe Freundin. Es handelt sich darum, daß Dr. A. uns allen miteinander das Laster der Eitelkeit zuschreibt.

Frau N.: Ausnahmen wird er wohl gelten lassen?

Dr. A. (verbindlich): Die Anwesenden immer.

Adele: Für solch wohlfeile Komplimente danken wir. Wir nehmen keine Höflichkeitsalmosen an. Der Herr Doktor vergißt den Unterschied zwischen dummen und gescheiten Frauen.

Frau N.: Wir sind hier drei, und zusammen haben wir nicht ein Quentchen Eitelkeit. Davor schützt uns unser Verstand.

Dr. A.: Ich beantrage den Übergang zur Tagesordnung; meine Ritterlichkeit verbietet mir, zu insistieren.

Frau v. F; So billig entwischen Sie uns nicht, lieber Doktor. Neulich war von demselben Thema auf dem Jour meiner Cousine Henriette die Rede, und da hätten Sie hören sollen . . .

Adele: Du warst auf ihrem letzten Jour? Ich sah mich leider verhindert.

Frau v. F.: Warum „leider"? Du hast nicht viel versäumt. Henriette ist eine brave, tüchtige Frau, aber ein Haus zu machen, wie unsereins, versteht sie entschieden nicht. So etwas muß halb angeboren, halb anerzogen sein. Und Henriette . . .

Frau N.: Ich weiß, ich weiß.

Frau v. F.: Im ganzen waren elf Personen da.

Adele: Elf Personen? Da bedauere ich wirklich nicht —

Frau v. F.: Elf Personen, darunter ihre ehemalige Gouvernante, die sich seither mit einem Gymnasiallehrer verheiratet hat, und ein Klavierlehrer — „Professor“ läßt er sich schimpfen, „Professor“! Natürlich entschuldigte Henriette sich damit, beim vorigen Jour sei ihr Salon derartig überfüllt gewesen, daß diesmal kein zahlreicherer Besuch zu erwarten war.

Frau N. (lachend): Diese Ausflucht kennt man! Sie tröstet sich und das knappe Dutzend Gäste, das bei ihr herumwimmelt, immer mit Reminiszenzen an vergangene, natürlich nie dagewesene, und mit Promessen auf zu erwartende, aber nie eintreffende Jours.

Adele: Sie hat die Schwäche, mit uns anderen konkurrieren zu wollen. Sie verwindet es nicht, wenn sie bei einer von uns mehr Leute findet als bei ihr. Als sie bei mir einmal den berühmten Pianisten Rothfeld und den berühmten Schauspieler Mondthal begegnete, fiel sie vor Neid fast in Ohnmacht. Ihr wißt ja, Rothfeld und Mondthal gehören zu meinen Stammgästen. Beide haben mir versichert, daß sie keinen anderen Jour als den meinigen besuchen. Man fühle sich, erklären beide, nirgends so heimisch wie bei mir. Rothfeld hat neulich bis zwei Uhr nachts bei mir Klavier gespielt, nachdem Mondthal Schillers „Kraniche des Ibikus“ deklamiert hatte.

Frau v. F.: Wer es dir nachthun könnte! Man weiß, daß du in unvergleichlicher Weise die Honneurs machst, daß du durch deine Liebenswürdigkeit jeden zu fesseln verstehst.

Adele: Du bist zu gütig.

Frau N.: Sie haben es allerdings leicht. Ihr Herr Gemahl behandelt eine ganze Reihe von Celebritäten, und da er in seiner Noblesse nicht auf Honorar sieht, bezahlen die gefeierten Patienten mit ihrer Person. Ich erinnere mich, daß einmal unsere erste Tragödin Sie beinahe besucht hat. Schade, daß sie gerade an diesem Tage unwohl war.

Adele: Sie haben ein bewundernswertes Gedächtnis.

Frau N.: Nur für die Angelegenheiten von Personen, die meinem Herzen nahestehen.

Adele: Doch um auf Henriette zurückzukommen: Nicht nur, daß Rothfeld und Mondthal bei mir waren — sie erlebte auch noch den Schmerz, daß im Laufe des Nachmittags und Abends einundzwanzig Leute sich einfanden. Achtzehn davon blieben zu einem improvisierten, einfachen Abendessen zurück.

Frau v. F.: Das Menu von Sacher?

Adele: Was dir nicht einfällt! Alles zu Hause gemacht, sogar das Eis.

Frau v. F.: Aber früher ließest du das Essen in solchen Fällen immer von Sacher holen.

Adele: Ein einzigesmal, weil meine kranke Köchin auf Urlaub in Abbazia war.

Frau v. F.: Wenn ein Haus ordentlich im Gange ist, darf man durch Gäste nie in Verlegenheit geraten. Vor vierzehn Tagen brachen nicht weniger als achtundzwanzig Personen über mich herein, und ich bat alle zum Souper. Ein wenig ängstlich war ich doch, denn unter den Gästen befand sich der neue Generalkonsul von Honduras, und einem Diplomaten gegenüber wollte ich mir keine Blöße geben.

Dr. A.: Hoffentlich hat Honduras keinen Anlaß gefunden, sich bei unserer Regierung zu beschweren.

Frau v. F.: Sie können keine zehn Worte sprechen, ohne ironisch zu werden.

Dr. A.: Gnädige Frau thun mir bitter unrecht. Allerdings bin ich kein Fachmann in Sachen der Jourisprudenz, aber ich respektiere Ihre Gefühle.

Frau N.: Die Männer ahnen eben nicht, welche schwere Aufgaben eine Dame zu lösen hat. Vorgestern besuchten einunddreißig Personen meinen Jour, fünf Damen und sechsundzwanzig Herren . . .

Adele: Wahrscheinlich Untergebene Ihres Herrn Gemahls?

Frau N.: O nein, vorwiegend Gelehrte, Musiker, Schriftsteller, ein Hofopernsänger und ein wirklicher Afrikareisender.

Frau v. F: Auf den Beruf der Gäste kommt es nicht an, sondern darauf, daß sie gerne und ungezwungen zu einem kommen. So hielt man es schon in meinem Vaterhause, wo der selige Bauernfeld jeden Freitag Whist zu spielen pflegte.

Adele: Du triffst den Nagel auf den Kopf. Die Gäste müssen sich behaglich und heimisch fühlen! Das ist die Hauptsache! Von mir gehen die Leute nie vor zwei Uhr morgens fort.

Frau v. F.: Weil dein Haus gastlich und amüsant ist. Bei mir wird nie vor drei Uhr morgens zum Aufbruche gemahnt.

Frau N.: Das weiß ich aus Erfahrung, denn ich selber bin schon oft weit über Mitternacht bei dir geblieben. Bei mir ist vier Uhr morgens in der Regel die Schlußstunde. Früher denkt niemand daran, sich zu entfernen.

Dr. A.: Meine Damen, Sie stacheln meinen Ehrgeiz an. Wenn ich einmal heirate, muß auf meinem ersten, mit nachfolgendem Souper verbundenen Jour ein allverehrter Tenorist auch noch das nächste Frühstück nehmen. Auf weniger lasse ich mich nicht ein.

Frau v. F: Sie böse Zunge, Sie!

Dr. A.: Nichts weniger als bös. Ich habe Sie, meine Damen, immer tief verehrt, aber diese letzte halbe Stunde hat zu meiner Verehrung auch noch die Überzeugung gesellt, daß gescheite Frauen in der That von Eitelkeit frei sind. Bevor Sie mich bekehrten, huldigte ich der Anschauung, daß schon Eva eitel von dem Ehrgeize erfüllt war, im Paradiese eine glänzende Rolle zu spielen. Und ich glaubte, sogar Venus Anadyomene sei eitel gewesen und — um bewundert zu werden — dem Meeresschaume so entstiegen, wie die Götterlehre sie schildert . . . Sie, meine Damen, haben mich eines Besseren belehrt . . . jetzt aber empfehle ich mich zu Gnaden.

Frau v. F.: Warum so eilig?

Dr. A.: Ich will mich einen Augenblick bei Baronin O. zeigen.

Adele: Ach, ja, heute ist ja ihr Jour. Sie wird sich gewiß sehr freuen, daß ein Mann wie Sie . . .

Dr. A.: Bitte, bitte . . .

Frau N.: Nun ja, sie hat so wenig männliches Material zur Verfügung, daß Sie ihr einen großen Gefallen erweisen.

Dr. A.: Die Damen machen mich durch Ihre Güte beschämt. (Verbeugung, shake-hands, Dr. A. geht ab.)

II.

(Bei Frau Dr. R.)

(Er — der Hausherr, Dr. R. — ein fabelhaft beschäftigter Advokat, kommt erst spät abends zu den Jours. Die Anwesenden, sechs Stück, beschäftigen sich mit der Frauenfrage.)

Dr. L. (junger Advokaturskonzipient, aus angesehener Familie:) Ich finde kaum Worte, meine Damen, um Ihnen meine Freude darüber auszudrücken, daß Sie alle der Frauenbewegung so sympathisch gegenüberstehen.

Frau K. (dritte Gattin eines ehrwürdigen Herrn mit einer kaum verzehrbaren Jahresrente): Ja, lieber Doktor, die Zeiten sind vorüber, in denen die Frauen aus den besseren Ständen sich den Zeitströmungen verschlossen. Heute nimmt jede gescheite Frau aufrichtig teil an den Fragen, die den Tag beherrschen. Wir sind nicht mehr blind und taub, wir sehen, was um uns vorgeht, wir hören die Stimmen, die von unten zu uns emporbringen. Damit, daß wir ruhig und gesichert der Zukunft entgegensehen, ist nicht alles gethan. Auch diejenigen, denen der Kampf ums Dasein beschieden ist, müssen beschützt und gefördert werden.

Dr. L: Um dieses hehre Ziel zu erreichen, ist vor allem notwendig, daß die Zahl der den Frauen zugänglichen Berufsgattungen vermehrt wird.

Minna (ältere Tochter des Hauses; neunzehn Jahre): Und wo Frauen ohnehin thätig sind, da müssen Zutritt und Ausbildung immer mehr erleichtert werden.

Lina (jüngere Tochter des Hauses; achtzehn Jahre): Es gilt einen Sturm gegen veraltete Vorurteile.

Dr. L.: Alle Achtung vor solchen Prinzipien, meine Damen.

Frau K.: Die Schranken müssen fallen, die sich heute wie Überbleibsel aus dem grauen Mittelalter ausnehmen.

Dr. L.: Das sind goldene Worte, gnädige Frau.

Frau K.: Die moderne Frau soll für alle Wechselfälle des Lebens ausgerüstet sein. Familien, die sich momentan im Wohlstande befinden, können morgen verarmt sein. Solche Wechselfälle des Glücks hat eine gute, moderne Mädchenerziehung zu berücksichtigen.

Minna: Ich besuche regelmäßig Professor Häglers ästhetische Vorträge.

Lina: Und ich lerne Malerei bei der ausgezeichneten Meisterin Rasner-Christoph. Zu seinem nächsten Namenstage bekommt Papa einen Fächer, den ich selbst bemalt habe — mit lauter Rokokofigürchen.

Frau K. (zur Hausfrau): Das ist wacker. Wenn junge Damen etwas Rechtes und Tüchtiges zu leisten vermögen, so braucht ihnen vor keiner Eventualität zu bangen.

Frau R.: Praktische Frauenerziehung ist in unseren Tagen nichts Seltenes. Ich habe mir erzählen lassen, daß eine Tochter des amerikanischen Eisenbahnkönigs Vanderbilt das Examen als Lehrerin der Stenographie abgelegt hat.

Frau K.: Und eine Larochefoucauld soll geprüfte Kindergärtnerin sein.

Dr. L.: Herrliche Beispiele! Aber ich meine, es giebt Wichtigeres als solche Art von Vorsorge. Das Ideal, das wir zunächst anzustreben haben, ist Zulassung von Mädchen zu allen Universitäten, dann Errichtung von speziellen Hochschulen für Hörerinnen.

Frau R.: Wie! Da wollen Sie ja vorderhand Mädchen und junge Männer gemeinsam studieren lassen.

Dr. L.: Wäre auch kein Unglück.

Frau R.: Aber das Dekorum, die gute Sitte!

Dr. L.: Auf Bällen und bei hundert anderen Gelegenheiten, die weit unwichtiger sind als das Brotstudium, werden die Geschlechter auch nicht sehr ängstlich von einander geschieden.

Frau R.: Das ist etwas anderes. Auf Bällen werden die Mädchen sorgsam chaperonniert.

Dr. L.: In die Hörsäle könnten die Gardedamen und Ballmütter allerdings nicht mitkommen, aber die Pflege

der Wissenschaft ist etwas so Ernstes, etwas so Heiliges, daß sie in neunundneunzig Fällen unter hundert auch eine sittliche Lebensführung im Gefolge hat. Eine Medizinerin, die vor dem Rigorosum steht, wird ihren Sinn gewiß nur auf diesen Wendepunkt in ihrer Existenz gerichtet haben ...

Frau R.: Denken Sie daran, daß weibliche Ärzte in Wirklichkeit praktizieren sollen?

Dr. L.: Gewiß.

Frau R.: Na, ich möchte den Mann sehen, der eine praktische Ärztin heiraten würde.

Dr. L.: Ich sofort, wenn ich die Ärztin liebe und von ihr wiedergeliebt werde.

Frau K.: Die Medizin ist ein Beruf, der der Weiblichkeit ihren schimmernden Farbenschmelz, wie einem lädierten Schmetterlingsflügel, abstreift. Können Sie sich eine Ärztin als Mutter vorstellen?

Dr. L.: Mit einiger Anstrengung — gewiß, gnädige Frau.

Minna (lächelnd: Der Herr Doktor glaubt vielleicht auch an weibliche Advokaten?

Dr. L.: Auch daran. Die begabte Advokatin wird ihren Weg machen, die unfähige wird untergehen — nicht auf das Geschlecht kommt es an, sondern auf das Talent.

Frau R.: Da muß ich protestieren. Ich bin

eine warme Freundin der Frauenemanzipation. Aber daß vordringliche Frauen jede weibliche Zartheit und Zurückhaltung so sehr aufgeben, um den zur Advokatur berufenen Männern das tägliche Brot wegzuschnappen — das will mir nicht in den Sinn. Ich würde mich sehr dagegen stemmen, daß meine Töchter sich der Advokatenlaufbahn widmen.

Dr. L.: Von Ihren Fräuleins ist nicht die Rede. Aber nehmen Sie die vielen Frauen, die in jungen Jahren verwitwen.

Lina: Eine Witwe hat nur eine Lebensaufgabe: um den verlorenen Gatten zu weinen.

Dr. K.: Dabei kann man verhungern.

Lina: Die Liebe überwindet alles.

Dr. L.: Darüber traue ich mir kein Urteil zu ... Vielleicht geben die Damen mir aber recht, wenn ich sage, daß die Vermehrung der Frauenberufe sich namentlich für Mädchen aus mittellosen Familien notwendig erweist.

Frau R.: Sie haben recht — jedoch diese Gattung Mädchen haben schon sehr viele Chancen; sie können Bonnen, Gouvernanten, Stützen der Hausfrau, Probiermamsellen, Postbeamte werden, sogar Kassiere und Buchhalter, wenn sie nicht so unbescheiden sind, dieselbe Bezahlung zu verlangen, wie Männer in den gleichen Stellungen.

Frau L.: So ist's. Heutzutage steht auch den

Frauen die Welt offen. Heutzutage ist man nicht in so engen Anschauungen befangen wie ehedem. Armen Mädchen bleibt es unbenommen, Romane aus dem Französischen zu übersetzen. Haben sie Stimme oder dramatisches Talent, so öffnet sich ihnen die theatralische Laufbahn, sie bekommen große Gagen und machen vielleicht eine glänzende Partie. Sie wissen, die Patti war mit einem Marquis verheiratet.

Frau R.: Der Herr Doktor läßt sich von seiner Phantasie eine Fata Morgana vorgaukeln. (zu Doktor L.): Wenn Sie die letzten Konsequenzen ziehen, dann verlangen Sie etwa, die Frauen sollen bei uns, wie in Dahomey, zum Kriegführen verwendet werden.

Dr. L.: Ebensowenig, wie ich es für wünschenswert halte, daß bei uns, wie in Dahomey, bei besonderen Festen einige Mitbürger aufgegessen werden. Ländlich, sittlich.

Minna (zu Doktor L.): Schwärmen Sie vielleicht dafür, daß Frauen und Männer gleich gekleidet seien? Wenn es nach Ihnen geht, müssen für Lina und mich nächstens zwei schwarze smokings bestellt werden.

Dr. L. (zieht seine Uhr): Meine Damen, meine Stunde hat geschlagen.

Frau R.: Schade, aber nächstesmal verständigen wir uns weiter über das Thema. (Doktor L. geht begossen ab.)

III.

Bei Frau S.

(Nur Frauen, nur gescheite Frauen — Herr S., Apotheker, kommt spät abends nach Hause. Das weibliche Element waltet ungemischt und ungestört. Die Unterhaltung wird auffallend laut geführt.)

Frau P.: Bei uns ist das ganz anders als bei Marianne.

Drei Damen (zugleich): Natürlich, ganz anders.

Frau P.: Bei uns wird über Privatangelegenheiten nie gesprochen. Wir gescheiten Frauen haben doch andere Interessen.

Frau B.: Wißt ihr, daß der junge X., der unserer Freundin Gabriele in letzter Zeit auffallend den Hof machte, jetzt in den Banden einer Operettensängerin schmachtet?

Frau P.: Man hat mir davon erzählt. Und X. ist bei dieser Dame wahrlich nicht der erste. Man sagt, daß sie schon viel Unheil angerichtet hat.

Frau D.: Die arme Gabriele!

Frau P.: Sie wird sich bald trösten. Eine Lebenskünstlerin, wie sie!

Frau D.: Gabrielens jüngere Schwester Johanna war mit einem Oberlieutenant verlobt, aber die Partie ist zurückgegangen! Sie wissen doch alle davon?

Drei Damen (zugleich): Selbstverständlich.

Frau P.: Wahrscheinlich keine Kaution da! Zuerst lebt man in den Tag hinein, obwohl man erwachsene Töchter hat, macht Reisen, bewohnt im Sommer elegante Villen — und dann, wenn es sich um das Wichtigste handelt, steht man ratlos und hilflos da.

Frau B.: Das kennt man. Bei den Itzingers war es auch nicht anders. Jeder hielt sie für reich, jetzt zeigt sich aber die Wahrheit — innen pfui, außen hui. Das geht uns eigentlich nichts an, denn jeder hat das Recht, sich sein Leben einzurichten, wie es ihm paßt, aber wenn ein Familienvater nicht die Zukunft im Auge behält, so ist das unverzeihlich.

Vier Damen (zugleich): Unverzeihlich.

(Doktor L. tritt ein, und mit ihm zugleich eine Pause in der Konversation.)

Frau P.: So spät, Herr Doktor?

Dr L.: Ich komme von Frau S.

Frau P.: Sie Armer! Wie Ihnen der Kopf von Privatgeschichten und Toilettefragen schwirren mag! Na, bei uns sollen Sie sich erholen. Haben Sie schon von den neuen Ausgrabungen in Carnuntum gehört?

(Der Vorhang fällt rasch.)

Zur Männerfrage.

Es war zweihundertfünfzig Jahre nach meinem Tode, daß ich an einem angenehm frischen Winterabend über den Hauptplatz meiner Vaterstadt ging und mich in allerlei Träumereien verlor, als ich durch eine dicht angesammelte Menschenmenge im Weiterschreiten aufgehalten wurde. Die Ursache der Verkehrsstörung war leicht herauszufinden. In dem großen Harmoniesaale, wo sonst Konzerte oder Vorlesungen abgehalten werden, fand eine Versammlung des „Vereins zur Förderung der Männeremanzipation statt.“ Plakate luden zum Besuche der Versammlung ein, und ausdrücklich hieß es auf den mit auffallend großen Lettern bedeckten Anschlagzetteln: „Der Eintritt ist auch Männern gestattet, sowie es letzteren freisteht, sich zum Worte zu melden.“ Ich zauderte nicht lange, ging in den Saal, und obwohl ich infolge meines vor so geraumer Zeit erfolgten

Ablebens keine persönlichen Bekannten unter der atmenden Generation hatte, ließ man mich ohne jede Schwierigkeit passieren. Ich überblickte die Versammlung. Es mochten dreihundert Frauen der verschiedensten Altersklassen zugegen sein; das männliche Geschlecht war durch etwa dreißig Personen vertreten; die letzteren saßen auf einer Estrade beisammen, ich gesellte mich zu ihnen, und zu meinem Vergnügen bemerkte ich, daß den Männern mit der ausgesuchtesten Höflichkeit und Rücksicht begegnet wurde. Kein Laut, keine Bewegung von Seite der Majorität konnte uns beleidigen. So fühlte auch ich mich sicher und wohlgeborgen; in meiner Brust lebte die angenehme Empfindung auf, daß man hier geschützt sei gegen jede Unbill, jede Ungebührlichkeit.

Genau zu der auf dem Programm genannten Zeit wurde die Sitzung eröffnet. Eine korpulente Dame von circa fünfzig Jahren, das blonde Haar schlicht gescheitelt, goldgeränderte Brillen vor den Augen, von Kopf bis zu Fuß schwarz gekleidet, nahm den Präsidentenplatz ein, läutete eine stattliche Glocke und richtete an die Zuhörerschaft folgende Ansprache: „Meine Damen! Nachdem wir bisher im stillen gewirkt und für unsere Grundsätze Propaganda gemacht haben, halten wir es für zeitgemäß, an eine größere Öffentlichkeit

heranzutreten und möglichst weitgezogene Kreise für unsere Bestrebungen zu erwärmen. Schon längst waren alle gebildeten, in modernen Anschauungen aufgewachsenen Frauen mit sich darüber einig, daß die Situation der Männer eine unwürdige, daß Abhilfe nach dieser Richtung höchst wünschenswert sei. Was zuerst nur innerhalb einer kleinen Gemeinde zugestanden wurde, was zuerst als Phantasterei verworrener Köpfe galt, das ist langsam, nach und nach, auf das Gebiet der Wirklichkeit übergegangen; heute lachen nur noch Verblendete und Urteilslose, wenn wir die Männeremanzipation für durchführbar erklären. Thatsachen sprechen am beredtesten zu unseren Gunsten; es giebt zur Stunde schon eine beträchtliche Anzahl von Berufsgattungen, die den Männern eröffnet sind, und eine unserer wichtigsten Vereinsaufgaben besteht darin, ihnen neue Erwerbszweige zuzuweisen. Sie wissen, meine Damen, daß wir uns sogar mit der Idee tragen, den Männern die Zulassung zum regelrechten Universitätsstudium zu vermitteln. (Allgemeiner Beifall, in den auch die Männer einstimmen.) Es mag dies eine kühne Neuerung scheinen. Vergessen Sie zuletzt nicht, meine Damen, daß jede Reform in dem Augenblicke ihres Auftretens für eine Unmöglichkeit angesehen wird. Aber etwas Ausdauer

und die nötige Spanne Zeit, und aus der Utopie wird greifbare Thatsache. Das Seltsamste von gestern dünkt uns heute etwas Selbstverständliches. Brauche ich Sie doch nur daran zu erinnern, daß wir auf geradezu höhnische Gegnerschaft stießen, als wir zaghaft die ersten Schritte machten, damit Männer im Post- und Telegraphendienste verwendet würden. Man verlachte uns wie eine Horde von Wahnsinnigen. Jetzt findet keine etwas Absonderliches darin, wenn sie einen eingeschriebenen Brief oder eine Depesche zur Amtshandlung einem Manne übergiebt. Das Neue wirkt eben ungewohnt; mit der Zeit verliert das alles den Charakter des Verblüffenden. In fünfundzwanzig Jahren wird man vielleicht in Modemagazinen männlichen Commis begegnen, ohne mit einer Wimper zu zucken. Auch der männliche Kellner in Gast- und Kaffeehäusern dürfte auftauchen und den Nimbus des sensationell Neuen alsbald einbüßen." Die Vorsitzende wendet sich hierauf von den Bemerkungen allgemeiner Natur Spezialgebieten zu, und zum Schlusse ihrer Rede verliest sie den Wortlaut der Resolution, die vom Vereine an das Parlament gerichtet werden solle, damit die Abgeordnetinnen ein Gesetz für männliche Hochschulbesucher beschließen.

Als erste Rednerin in der Debatte meldet sich Frau

Sanitätsrätin Dr. Halbmeyer, aber nicht um Argumente aus der Gegenwart zu holen, sondern um geschichtliche Rückblicke zu werfen und aus der Chronik vergangener Tage zu erweisen, daß der Mann zu jeder Art von Thätigkeit ebenso berufen und befähigt sei, wie die Frau. Sie erinnert daran, daß noch zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts Männer nicht nur die meisten Berufsgebiete beherrschten, sondern die Frauen von vielen der letzteren ausschlossen. Eine solche Anomalie konnte natürlich nicht auf die Dauer bestehen, die Einsetzung der Frauen in ihre angeborenen Rechte mußte endlich erfolgen, und wie wohlbegründet die Forderungen des weiblichen Geschlechts waren, gehe am deutlichsten daraus hervor, daß die Männer rapid den Besitzstand einbüßten, den sie lange Zeit hindurch wie etwas ihnen durch Monopol Zuerkanntes verteidigt hatten. Aber wir, meine Damen, wollen gerechter sein, als ehedem die Männer es gegen uns waren. Wir gestehen zu, daß es empörend für jede billig Denkende ist, Zeugin zu sein einer prinzipiellen, durch nichts zu rechtfertigenden Zurücksetzung der Männer. Was die letzteren ehedem gekonnt, das können sie wohl auch heute noch. Und scheinen ihre Fähigkeiten unzureichend, so vergesse man nicht, daß sie dieselben seit Generationen und Generationen

nicht in Anwendung bringen durften. Kräfte, die man nicht gebraucht, lassen nach; Gaben, die man nicht übt, rosten ein. Gewähren Sie den Männern die Freiheit, sich zu beschäftigen, und Sie werden sich überzeugen, daß das Sprichwort recht hat: „Gelegenheit macht Talente“. Die Einwände, die von der Physiologie gegen die Männeremanzipation erhoben werden, vermögen vor einer ernsten, gründlichen Prüfung nicht stand zu halten. Nichts ist mit ihrer Behauptung bewiesen: der Mann könne geistig weniger leisten als die Frau, weil sein Gehirn mehr wiege als das ihrige, mithin plumper und schwerfälliger sei. Der begabte Mann hat gewiß dieselben Fähigkeiten wie die begabte Frau — wo aber kein Talent vorhanden ist, da nützt das Geschlecht nichts, und mit der bloßen Weiblichkeit allein lockt man keinen Hund vom Ofen hervor. (Stürmischer Applaus, in den die Männer erfreut mit einstimmen.)

Hierauf ergreift Advokaturskonzipientin Fräulein Dr. Mank-Moser das Wort, um zu beantragen, die Vereinsstatuten mögen dahin geändert werden, daß Männer nicht bloß gastweise eingeladen werden, sondern als wirkliche Mitglieder beitreten können. Dieser Antrag begegnet einer verschiedenen Aufnahme. Ein Teil der Versammlung hält ihn für zu weitgehend und meint, es sei Sache der Frauen, das Terrain für die Männer

zu ebnen; ein anderer Teil bezeichnet es als selbstverständlich, daß die Männer mithelfen, Pläne, die nur zu ihrem Besten gefaßt werden, zu realisieren. Die Vorsitzende macht den Vermittelungsvorschlag, dieser Gegenstand solle abgesetzt und später einmal durchberaten werden. Man solle nichts überstürzen, denn dadurch könne selbst der heiligsten Sache geschadet werden; Mangel an Zurückhaltung liefere den Gegnern einer vernünftigen Männeremanzipation leicht das Material, um die ganze Bewegung ins Lächerliche zu ziehen und auf die Ultras hinzuweisen, die für die Männer sogar die Frauentracht reklamieren. Man dürfe die karrikierte Gestalt des Mannes im Unterrocke nicht mutwillig heraufbeschwören.

Die Vertagung wird ausgesprochen, und die Vorsitzende ermuntert die männlichen Gäste, sich an der Debatte zu beteiligen; wenn sie keine beschließende Stimme haben, so werde es doch jede vorurteilslose Frau interessieren, die Stimmen der Männer als der Nächstbeteiligten zu vernehmen.

Die Männer geraten infolge dieser Aufforderung sichtlich in Verlegenheit. Die meisten erröten, blicken verschämt zu Boden, dann halten sie flüsternd eine kurze Beratung ab und bestellen einen Generalredner.

Dieser, der Universitätsprofessorin-Gatte Wellenthal, äußert sich in folgender Weise: „Meine Damen! Ich danke Ihnen im Namen meiner hier gegenwärtigen und vieler, vieler im Geiste teilnehmenden Brüder für die gute Absicht, mit der Sie uns entgegenkommen. Es ist hohe Zeit, daß für uns Männer etwas geschehe, denn nur zu lange ist unser gutes Recht uns vorenthalten geblieben. Man ist heute auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens bestrebt, mit alten Phrasen zu brechen. Zu diesen gehört der Gemeinplatz, daß es der einzige Beruf des Mannes sei, eine Familie zu gründen, daß er an den häuslichen Herd gehöre und sich nicht hinausdrängen solle auf den lauten Markt, wo er seiner natürlichen Bestimmung entzogen werde. Wer diese wohlfeilen Alltagswahrheiten nachspricht, vergißt absichtlich oder in unglückseliger Verblendung, daß es auch kinderlose Männer giebt, alte Junggesellen, vereinsamte Witwer, ferner solche Männer, deren Gattinnen durch Unglück oder Krankheit erwerblos geworden sind, kurzum Männer, die nicht in der Ehe die notwendige Versorgung finden. Was sollen diese Unglücklichen beginnen? Sollen sie verhungern? Sollen sie dem Elende, ja der Schande preisgegeben werden? Nein, das können Sie nie und nimmer verlangen. Meine Damen, züchten Sie nicht

die Verlorenen, die Kindesmörder! (Brausender Beifall.) Ihre Zustimmung, meine Damen, bekundet, daß aus mir die Wahrheit und die Gerechtigkeit sprechen. Meine persönlichen Schicksale zeigen übrigens, was die heutzutage geltenden Einrichtungen im Gefolge haben. Ich hegte von frühester Jugend an die Neigung, mich dem Rechtsstudium zu widmen. Aber meine Eltern, befangen in den landläufigen Anschauungen, beharrten dabei, mich lediglich dafür zu erziehen, daß ich eine vorteilhafte Heirat mache. Sie ließen mich Französisch und Klavierspielen lernen, ich wurde in eine Kochschule geschickt, in allen männlichen Handarbeiten unterwiesen, ich bildete mich zum tadellosen Tänzer und Schlittschuhläufer aus. Wirklich heiratete mich eine Universitätsprofessorin, die eine glänzende Zukunft vor sich hatte. Leider erfreute meine teure Gattin sich keiner festen Gesundheit; sie starb nach fünfjähriger glücklicher Ehe und ließ mich mit drei Kindern, angewiesen auf eine karge Witwerpension, zurück. Vermögen hatte sie nie besessen. Jetzt habe ich eine kümmerliche Versorgung als Stütze des Hausherrn bei dem gelähmten Manne einer beliebten Sängerin gefunden, bin aber trotzdem kaum in der Lage, für die standesgemäße Erziehung meiner Kinder etwas zu thun. Denken Sie sich, daß ich hätte studieren können,

und ich stünde wahrlich nicht so hilflos da. (Allgemeine Bewegung.)

Die Magistratsbeamtin Fräulein Reiniger weist auf den ihr bekannt gewordenen Fall hin, daß ein Schuldirektorin-Witwer sich jüngst zum Schneeschaufeln gemeldet habe. (Sensation, Rufe der Entrüstung.) Unter dem Eindrucke des Gehörten nimmt die Versammlung einstimmig die Resolution an, und es wird aus der Mitte der Versammlung eine Deputation gewählt, die sich mit der Präsidentin des Abgeordnetenhauses persönlich in Verbindung setzen soll. Das Amendement, dieser Abordnung einen Mann beizugesellen, wird abgelehnt, weil ein so kühner Beschluß von den Feinden der Männeremanzipation böswillig gedeutet und ausgebeutet werden könnte.

Gross, Ferdinand,

In Lachen und Lächeln Geschichten und Skizzen von Ferdinand Gross. (Inhalt: Aus meinen Reiseerinnerungen. - Aus meinem Bekanntenkreise. - Das Glück, arm zu sein. (Märchen.) - Prinzessin Linda (Märchen.) - Das Versprechen. - Katherl (Ein Erinnerungsblatt.) - Nach zwanzig Sehren. - Eheringe. - Grossmütterworte. - Meine Uhr. - Zur Naturgeschichte des Theaterbesuchers.

Stuttgart 1898